

# **Andreas Bindschedler (1806-1885)**

### Memoiren

Nach einem unveröffentlichten Manuskript von 1883, transkribiert von Kurt Ohr anlässlich des 100. Todestages von Andreas Bindschedler. In elektronische Form übertragen durch Martin Bindschedler (2010) und redigiert durch Judith Burgdorfer (2012-2013).

### Hinweis:

Das Originalmanuskript weist keine Kapitel auf. Kurt Ohr hat das Manuskript transkribiert und mit Schreibmaschine niedergeschrieben.

Die hier aufgeschaltete Version wurde überarbeitet. Insbesondere wurde die Orthographie (teilweise) an die heutige Rechtschreibung angepasst und die sehr langen Sätze wurden zugunsten besserer Lesbarkeit gekürzt. Aus gleichem Grund wurde auch ein Inhaltsverzeichnis eingefügt.



### Inhaltsverzeichnis

	Vor	wort: Die Andreas-Bindschedler-Besinnung	3
2		moiren von Andreas Bindschedler	
	2.1	Familie und Jugendiahre	7
	2.2	Lehrjahre bei Tobler & Bindschedler (1819)	12
	2.3	Bindschedler & Wild in Feldbach – Florettseidenspinnerei (1824)	17
	2.4	Baumwolle und Garne	
	2.5	Zurück in Männedorf (1828) – Reise nach Italien	
	2.6	Tobler & Bindschedler – Aufenthalt in Genf (1829)	
	2.7	Verkauf der Spinnerei in Feldbach (1834)	
	2.8	Florettseidenspinnerei	27
	2.9	Die Spinnerei in Worblaufen (1834)	29
	2.10	Meine Reise nach Frankreich (1836)	
	2.11	1837: Von Worblaufen zurück nach Männedorf – Bauernhof Ausserfeld	
	2.12	Forschungsreise zu Jungfer Sophie Wörpel (1837)	32
	2.13	Bruder Kaspar in Neu St. Johann	
	2.14	Neubeginn in Stäfa 1838 - Nähseidenzwirnerei	
	2.15	Die Hochzeit mit Sophie Wörpel (Mai 1838) und Hochzeitsreise	
	2.16	Landwirt im «Ausserfeld» (1839)	
	2.17	Korrespondenz mit Bruder Caspar (1839)	
	2.18	Reisender beim Hause Tobler & Bindschedler	
	2.19	Verkauf des Bauerngutes in Männedorf (1843)	
	2.20	Der Tod der Mutter (1847)	
	2.21	Die Peigneuse (1846)	
	2.22	Neue Spinnereiprojekte (1846)	
	2.23	Die Spinnerei in Uster (1847)	
	2.24	Entscheidungstreffen des Sonderbundkrieges bei Gislikon am 23. November 1847	
	2.25	Das Jahr 1848	
	2.26	Das Jahr 1849	
	2.27	Die Spinnerei gedeiht	
	2.28	Kaspars Tod 1850	
	2.29	Der Tod Rudolfs 1851	
	2.30	Neubau der Spinnerei mit Turbinen-Wasserkraft (1852)	
	2.31 2.32	Familien- und Gesellschaftsleben in Stäfa	
	_	Übersiedlung von Stäfa nach Niederuster	
	2.33 2.34	Heinrichs Tod 28. August 1858	
	2.34	Schlusswort nebst Ergänzungen	
	2.35	Rudolf Bindschedler (*15.1.1794 - +1.1.1851) Heinrich Bindschedler (*11.11.1801 - +28.8.1858)	
	2.30	Kaspar Bindschedler (*15.1.1804 - +25.7.1850)	
	2.38	Andreas Bindschedler (*6.5.1806 - +27.6.1885)	
	2.30	7um Schluss	



### 1 Vorwort: Die Andreas-Bindschedler-Besinnung

Von Kurt Ohr - Alle Rechte vorbehalten!

Eine Feierstunde am 27. Juni 1985, anlässlich des 100. Todestages meines Urgrossvaters Andreas Bindschedler, müsste meines Erachtens der Besinnung gewidmet sein, ob Andreas seine damals gewonnene Freiheit auch liberal, das heisst vernünftig zu Gunsten seiner Nachkommen genutzt hat.

Zwischen «frei sein, sich frei fühlen» und «liberal sein» besteht ein wesentlicher Unterschied, auch heute noch: Während der Blick der Liberalen auf die Zukunft gerichtet ist, war Andreas' Gefühl der Freiheit, das er mit seinen Eltern und Geschwistern teilte, zunächst ein akutes. Napoleon hatte es veranlasst, indem er durch seine sogenannte Mediationsakte 1803 die Befreiung der schweizerischen Landbevölkerung zur «Landschaft», das heisst sie wurde gemeinsam mit Vieh, Weiden, Äckern, Wäldern, Seen und Flüssen von den Stadt-Zürchern mit ruhigem Gewissen als ihr Pfandeigentum betrachtet (s. die Feststellungen des Zürcher Staatsschreibers Gottfried Keller). Nun aber konnte mit dieser Freiheit Vater Bindschedler zum ersten Mal seinen vier Söhnen die beste Schulbildung und jede mögliche Berufswahl zukommen lassen. Nur den beiden Bindschedler-Töchtern blieben alle Freiheiten vorbehalten, auch die der Gattenwahl. Töchter konnten sich ihre Rechte erst nach Generationen auf liberalem Weg beschaffen.

Der Befreiungsakt Napoleons war nur denkbar nach der Gewalt der französischen Revolution und der Kriege, die die französischen Revolutionstruppen ausserhalb ihrer Grenzen, also auch in der Schweiz, führten.

Der liberale Prozess dagegen ist ein gewaltloser. Hierfür muss der Liberale, Frau oder Mann, in der Lage sein, in der Zukunft aufkommende Machtbildung und damit eventuell zusammenhängend Unterdrückungen und Feindschaften vorauszusehen. Machtbildungen dieser Art finden nicht nur auf politischem und auf wirtschaftlichem Gebiet statt – letztere etwa durch den Arbeitgeber oder durch die Grossindustrie – sondern leider auch auf kulturellem Gebiet, zum Beispiel durch nur äussere Autorität der Väter, der Lehrer oder durch orthodoxe Haltung der Kirchen. Hierzu muss der Liberale, Frau oder Mann, fähig sein, geschichtliche Fakten zu durchschauen und sie für die Zukunft richtig einzuschätzen. Um künftige Machtbildungen mit allen ihren Nachteilen vorzubeugen oder sie wenigstens zu mildern, muss sie oder er ausserdem noch fähig sein und den Mut haben, gewaltlos neue Verhaltensweisen in der Öffentlichkeit, neue Mentalitäten und Lebensverfahren auszuprobieren. Der Liberale muss so ergriffen sein von «seiner besseren Zukunft», dass er ihr seinen Beruf, seine Lebenskraft aufzuopfern bereit ist! Oft ist er der soeben Freigewordene, der sich für die Freiheit Schwächerer einsetzt!

So hat bereits Andreas' Vater, der als Sekelmeister der Gemeindekasse tätig war, 1811 eine **mechanische Spinnerei** errichtet. Andreas war damals noch ein Kind von fünf Jahren. Sein Vater tat dies unter dem Aspekt, der am Zürichsee-Ufer weitverbreiteten Heimarbeit unter die Arme zu greifen, indem er den Handspinnern das Vorgespunst (vorbereitete Wolle) ins Haus lieferte und ihnen dagegen die fertigen Garne abnahm, sei es à façon (im Macherlohn) oder im gegenseitigen Kauf. Er opferte viel Zeit hierfür und auch seine Gesundheit, da er, der Landwirt, den durch die Maschinen aufgewirbelten Wollstaub auf die Dauer nicht ertragen konnte.

Wie viel leichter hatte es da der noch in quasi-leibeigener Unfreiheit lebende Grossvater von Andreas, der über 25 Jahre als Friedensrichter tätig war, und seine Arbeit auf dem Feld und in den

Weinbergen kaum unterbrach. Er liess den seines Rates Bedürftigen oder die Streitenden einfach zu sich aufs Feld kommen, fällte unter freiem Himmel in aller Ruhe und vorzüglicher Kenntnis der Gesetze sein Urteil, das fast nie angefochten wurde, oder brachte einen gütlichen Vergleich zustande. Kein Gerichtsprozess ist in seiner Amtszeit appelliert worden! Andreas erinnerte sich gut an die steuerpflichtigen Urteile, die er in seinen Jugendjahren aus den Protokollen anfertigen musste, wofür «mancher alte Schweizerfranken in seinen Sparhafen floss».

Andreas' ältester Bruder, Rudolf, schien die Begabung seines Grossvaters geerbt zu haben und führte ein musterhaftes, vorbildliches Leben. Er war einer der wenigen, die die Befreiung von dem Joch der Zürcher Aristokratie voll zu nutzen verstanden. Nach seiner kaufmännischen Ausbildung in Zürich und Paris heiratete er die Tochter seines Chefs in Zürich und wurde dessen Geschäftspartner. Die neue Firma, Tobler & Bindschedler, betrieb in Wollwaren, Leinwandstoffen und Garnen eine Gross- und Einzelhandlung. Alle Familienmitglieder arbeiteten in der reich gegliederten Firma mit, was seiner jungen Frau gesundheitlich sehr schadete. Sie war eine ausgezeichnete Korrespondentin, und alle Geschäftspartner glaubten, ein Mann hätte diese Geschäftsbriefe - mit der Hand, versteht sich - geschrieben. Ausser Familienmitglieder waren für den Anfang nur Apprentis (Lehrlinge) beschäftigt, und Andreas war einer von ihnen, mit 13 Jahren bereits!

Andreas erzählt, sein Bruder habe in seinem Eifer und der unermüdlichen Tätigkeit geglaubt, von seinen Mitarbeitern Gleiches verlangen zu können. So ging er vor allem seiner Frau gegenüber zu weit. Gut und liebevoll, wie sie war, gab sie nach und «sekundierte» ihn, den sie zu schätzen wusste, getreulich nach seinem Wunsch und Willen. Aber dieses Fordern und dieses Nachgeben rächten sich fürchterlich. Zehn Jahre vermochte sie scheinbar gut auszuharren, aber dann brach die schöne, edle Gestalt zusammen an Anfällen, denen keine ärztliche Kunst zu wehren im Stande war. Sie starb 1829 im Alter von 30 Jahren.

Für ihn selbst als Lehrling aber habe eine bessere Wahl zur Ausbildung in der kaufmännischen Karriere nicht getroffen werden können, meinte Andreas, als es in einem solchen Hause der Fall war. Er musste im Lager Hand anlegen, Briefe kopieren, Mengen- und Grundbücher führen und Rechnungen der Lieferanten kontrollieren. Es war alles musterhaft organisiert, mit strenger Disziplin, pünktlich nach der Uhr und doch Freiheit genug für Erholung. Auf diese Weise sparte man kostspielige Angestellte und konnte mit Genugtuung dem Wachsen des Geschäftes zusehen. Es wurde auch kein Geld geliehen, von keiner Bank und von keinem Lieferanten. Das galt damals als «Hochstapelei» und man hätte sich unfrei gefühlt. Die einzige Sicherheit war eine Bürgschaft, die von Andreas Vater unterschrieben war, für die Verpflichtungen in unbeschränktem Masse aufzukommen. So gross war das Vertrauen zwischen Vater und Sohn! Das Geschäft wurde nur von eigenen Gewinnen erweitert und wuchs so langsam und stetig, dass es für alle Mitarbeiter eine Freude war und man mit Wehmut des schmerzlichen Verlustes der jungen Frau Bindschedler gedachte.

Ihr Ehemann überlebte sie nur 22 Jahre. Im gleichen Sinne wurde ein Geschäft vom Sohne Fritz zu einem der angesehensten in Zürich geführt. Dessen Tochter wiederum, die Schriftstellerin Ida Bindschedler, hat in ihren Büchern «Die Turnachkinder im Sommer» und «Die Turnachkinder im Winter» dieses harmonische Zusammenleben der Familie beschrieben, dem der glückliche Vater und Geschäftsherr vorstand.

Andreas' zweitältester Bruder, Heinrich, impulsiv und beliebt bei seinen Arbeitern, gründete und leitete mehrere Male mechanische Spinnereien, wusste dabei aber noch nichts von kaufmännischer Vorsicht und von Kompromissbereitschaft seinen Geschäftspartnern gegenüber. Unter Entsagungen und Verfolgungen wanderte er nach Südfrankreich aus, erfand dort endlich seine «peigneuse» (Kämm-Maschine für Seidenkokons), die den technischen Spinnvorgang wesentlich beschleunigte, und liess sie auch in Frankreich patentieren. Seine Kräfte waren aber so aufge-



braucht, dass er, nach Uster zu Andreas zurückgekehrt, seinen Lebensabend nicht mehr in Ruhe begehen konnte.

Der drittälteste Bruder, Caspar, verweigerte seinem Vater die höhere Schulbildung, blieb ein «Maschinen-Bastler», zog sich ins Toggenburg zurück, gründete mit dem Geld seiner Frau eine mechanische Woll- und Seidenspinnerei und verbesserte rastlos seine Spinnmaschinen. Er wollte damit vor allem seinen Leuten, meist Heimarbeitern, die Arbeit erleichtern, vor allem den ärmeren Kleinbauern des Obertoggenburgs einen Nebenverdienst verschaffen und den vielseitigen Sonderwünschen seiner Kunden entgegenkommen. Mit Heinrich vereinbarte er, Seidengarne zu liefern, der ihm dafür eine hohe Gewinnbeteiligung versprach, wenn die Garne fein genug gesponnen seien, sonst könnten sie bei diesen schwankenden Weltmarktpreisen nicht abgesetzt werden. Heinrich rechnete auf den cm genau aus, wie lang ein Faden sein müsse, der nur ein Gramm wog. Das kümmerte Caspar wenig. Als Heinrich ernsthaft vorstellig wurde, sie hätten es mit Webereien der französischen Grossindustrie zu tun und nicht mit seiner Krämerwelt, setzte sich Caspar ganz ab und begann, selbst eine Weberei zu bauen, Baumwoll- und Seidentücher herzustellen und sie auch zu färben und zu drucken in solchen Dessins, wie sie in seiner Absatzgegend im Bündnerland und von dort über die Grenzen hinweg in Tirol, im Veltlin und in den oberen italienischen Provinzen zu den Landestrachten gehörten. Dann liess er Schneider und Näherinnen Kleider anfertigen, Ober- und Unterbeinkleider, Hemden, Blusen, Strümpfe und was sonst noch in diesen Tälern beliebt und am meisten im Gebrauch war. Er ging als erster zum Konfektionsgeschäft über, wie man es später in den achtziger Jahren so nannte.

Das war die Zeit, in der Heinrich von seinem Unwillen über Caspar und seinem Heimweh zugleich in die Schweiz getrieben wurde. Er wollte auch seine «peigneuse» begutachten, die Andreas inzwischen nach seinen Anweisungen gebaut hat, geriet aber in die Wirren des Sonderbundkrieges 1847, in welchem die eidgenössischen Truppen nach einem Beschluss der Tagsatzung (des Bundesparlamentes) aus sieben konservativen, katholischen Kantone niederrangen. Mit diesen Kampfhandlungen, sie dauerten knapp einen Monat und kosteten die Schweizer 138 Tote, bannten sie den letzten bürgerkriegsähnlichen Konflikt ihrer Landesgeschichte und beseitigten den Druck des reaktionären Auslandes - Frankreich, Österreich und Preussen - , das in der liberalen Schweiz einen Gefahrenherd für das eigene Regime sah und jede Gelegenheit zu nutzen versuchte, mit Waffengewalt zu intervenieren. Der pflichtbewusste und tüchtige Schweizer Caspar nahm als Stadtkommandant von St. Gallen an diesem Krieg teil. Unterstützt durch die englische liberale Regierung befreiten sich die Schweizer endgültig von der Bevormundung des Auslandes und sprachen ihm jede Einmischung in innere Fragen ihres Landes ab. Während sie bereits 1847 über die neue, liberale Bundesverfassung berieten, entbrannten 1848 in Paris, Wien und den deutschen Königs- und Fürstentümern die Barrikadenkämpfe zum Sturz der Monarchie - vergeblich, ausser in Paris, wie wir wissen. Die Schweizer haben es früh gelernt, leidenschaftliche Auseinandersetzungen untereinander scheinbar kühl auszutragen. Dieses Understatement wird von Ausländern auch heute noch meist falsch verstanden. Es ist aber nichts anderes als ein Zeichen ihrer stabilen demokratischen Gesinnung!

Auch Caspar starb mit 46 Jahren viel zu früh. Eine Kur in Baden im Aargau war erfolglos geblieben. Seine treue und hilfsbereite Frau Marianne war bereits 1846, vier Jahre zuvor, bei der Geburt des dritten Kindes gestorben. Sie hinterliessen zwei minderjährige Kinder. Albertina, fleissig und aufopfernd wie ihre Eltern, heiratete einen jungen Landwirt, und Edouard, ein unbändiger Bursche, verlangte kurzerhand sein Erbteil, wanderte nach Amerika aus und liess nichts mehr von sich hören.

Andreas hat in seiner umfangreichen Lebensschilderung seine beiden Schwestern kaum erwähnt. Das war keine Lieblosigkeit, es entsprach der damaligen Lebensauffassung. Es ist nicht immer richtig, mit der heutigen Mentalität die damalige zu beurteilen. Vor der Industrialisierung waren Frauen ausschliesslich im Haushalt tätig, an der Seite ihrer Eltern beziehungsweise ihres Mannes.



Nach der Auseinandersetzung ihrer Familie mit der ihres Mannes folgte Luisa Schneckenburger, Andreas ältere Schwester, ihrem Mann willig ins Exil, wie es hiess, in dessen Württembergische Heimat. Dort verstarb sie früh nach der Geburt ihres zweiten Kindes.

Die jüngste Schwester, Gritli Pfenninger, blieb mit ihrer Familie bis zu ihrem frühen Tod innig verbunden, da ihr Mann Andreas treuster Freund und Helfer wurde.

Auch seine eigne Frau erwähnte Andreas kaum. Sie verstarb 1862 mit 47 Jahren, ein Jahr vor der Eheschliessung der Tochter Luise mit Eduard Bindschedler. Seine Memoiren widmete Andreas seinen beiden Kindern, um ihnen die Entstehungsgeschichte der Fabrik nahezubringen, die sie einmal übernehmen sollten. Da mag die Erwähnung des Todes ihrer Mutter als unpassend empfunden sein.

Man kann die vier Bindschedler-Brüder und ihren Vater mit gutem Gewissen zu den Vertretern des asketischen Gründer-Kapitalismus zählen. Sie haben alle einen guten Teil ihrer Gewinne zur Vergrösserung ihrer Unternehmungen investieren können. Man zögerte damals nach Möglichkeit, Waren auf Kredit zu kaufen und auch als Verkäufer Kredit zu gewähren, denn die Beziehungen der Kaufleute untereinander waren sehr herzlich, oft gemütvoll-intim und man scheute sich, wie ja auch heute von einem guten Freund, Schulden unter Druck zurückzufordern. Die kleinere Sorte der Fabrikanten, erzählt Andreas, die es damals vor der Mechanisierung der Industrie in grossen Mengen gab, stand auf schwachen Füssen, war mit geringen Mitteln ausgestattet und kutschierte mit wenig Sachkenntnis und Erfahrung ins Blaue hinein, bis am Ende vom Lied die Katastrophe hereinbrach, obwohl oft nur vorübergehend nichts mehr abgesetzt werden konnte. Auf Vorrat zu produzieren kannte man damals ebenso wenig wie den Gläubiger um Stundung zu bitten. Nur äusserste Vorsicht habe Rudolf vor grossen Verlusten bewahrt. Er sei oft selbst mit einer geliehenen Kutsche über Land gefahren, habe seine Frau mitgenommen und ihn, den Kleinen, um Einblick in die Verhältnisse der Kunden zu bekommen und auch um neue Kunden zu gewinnen.

#### 2 Memoiren von Andreas Bindschedler

Nachdem ich nun in einem sogenannten Testament meinem Herzen Luft gemacht und in Wünschen zu Papier gebracht, was mein Geist schon längere Zeit beschäftigt und nachdem ich das 74. Altersjahr zurückgelegt und nicht wohl länger in dieser Angelegenheit zuwarten durfte, um nicht überrascht zu werden, wie manche meiner Freunde und Altersgenossen in den letzten paar Jahren, so mag es meinen Nachkommen vielleicht nicht unwillkommen sein, wenn ich auch noch einige Skizzen meines Lebens beifüge. Es verlief eben nicht so glatt und regal wie das vieler anderer. Und daher verdient es um so mehr, meinen Nächsten wenigstens nochmals in Erinnerung gerufen zu werden, da ich ja eigentlich bei Gelegenheiten Bruchstücke aus meinem Lebenslauf bisweilen zum besten gab.

### **2.1** Familie und Jugendjahre

Von vier Brüdern war ich der jüngste. Nach mir kamen noch zwei Schwestern. Diese letzteren starben früh nach ihrer Verheiratung. Mein ältester Bruder Rudolf wurde am 15. Januar 1794 geboren und starb am 1. Januar 1851. Der zweitälteste, Heinrich, wurde am 11. November 1801 geboren und starb am 28. August 1858. Der drittälteste, Caspar, wurde am 15. Januar 1804 geboren und starb am 25. Juli 1850. Sie alle erreichten also kein hohes Alter und starben leider viel zu früh. Ich darf sagen, dass alle drei an Überanstrengungen in ihren Berufsgeschäften starben.

Der Älteste war das Muster von uns Allen und ein Muster überhaupt als Mensch und Kaufmann. Die Erziehung und gründliche Bildung die ihm unser Vater in einem der besten Institute zu Teil werden liess, das Apprentissage, das er im Hause Simler-Quitt in Zürich genoss und die weitere mehrjährige Ausbildung in Paris lohnten sich aufs höchste und vollständigste! Es ist diese Karriere gerade in die Mediationszeit gefallen, wo die Landbewohner, befreit von dem Joch der Stadtzürcher Aristokratie, wenn zwar schon nicht mehr so liberal, wie unter der Helvetik 1798/1805, nach eigenem freien Ermessen in Handel und Wandel sich bewegen durften und konnten - aber es war noch eine Seltenheit, dass es geschah.

Mein Vater war nun einer von denen, der in seinem aufstrebenden Geiste profitierte und der keinen Augenblick verstreichen liess, die kostbare Zeit zu benutzen und seinen Söhnen schon bei der ersten Morgenröte der neu angebrochenen Zeit verhalt nachzuholen, was eine engherzige und stupide Staatsgewalt an ihm und seinen Ahnen nicht aufkommen lassen wollte. Er selbst, der nur eine dürftige Dorfschule durchmachen konnte, wendete sich noch im Jünglingsalter an den damaligen Pfarrer Wirz, einen hochherzigen Mann, für den nötigsten wissenschaftlichen Unterricht, wo er mehrere Jahre die Winterabende zubrachte und so seinen tatkräftigen Geist bilden konnte.

Soll ich also nicht in dankbarem Gefühl für alles Gute, was ich in diesem Leben genossen, vor allem einen solchen Vater schuldig sein, der für jene Zeit wie wenige, alles dran setzte, seinen Nachkommen die Mittel auf den Weg zugeben, mit denen sie glücklich werden konnten? Seine Asche ruht auf den Friedhof zu Männedorf auf der Südseite gegenüber dem Pfarrhaus.

Der zweitälteste Bruder Heinrich kam auch noch in das gleiche vortreffliche Institut der Brüder Caspar und Andreas Fierz im Zieglerhof in Männedorf, das, man darf fast sagen einen Weltruf hatte. Denn alle Nationalitäten waren da vertreten; Jünglinge aus Deutschland, Russland, Italien, Frankreich, Spanien und England waren da beisammen. Ich glaube aber, dass Heinrich nicht mehr alle Kurse durchmachen konnte, da diese beiden Hauptlehrer nacheinander durch den Tod ihrem so tätigen Erzieher- und Lehrerberuf entrissen wurden. Bald darauf löste sich das Institut auf.



Erinnerungen aus meiner frühesten Jugendzeit sind noch wach, was für ein Leben diese Anstalt der Gemeinde Männedorf brachte.

Während die zwei älteren Brüder den nicht zu unterschätzenden Vorteil für sich hatten, diese Erzieher- und Lehranstalt in einer Zeit zu benutzen, wo es noch zu den Seltenheiten gehörte - Rudolf als der Erstgeborene ganz und vollständig und Heinrich noch zum grösseren Teil - mussten wir die zwei jüngeren das Zusehen haben, wie eben gesagt, löste sich das Fierz'sche Institut auf. Von den Hilfslehrern blieben zwei im Land, Oetiker wurde als Privatlehrer beschäftigt und der andere, Urner, errichtete ein Institut im kleineren Massstab, das nur von Knaben in Männedorf und der Nachbargemeinden besuchte wurde. Wir nun, die zwei später geborenen, Caspar und ich, gehörten zu diesen. Es war aber bloss der Schatten von denjenigen der zwei Brüder Fierz. Ich sage dies, ohne damit Vorwürfe zu machen oder sogar eine Beleidigung aussprechen zu wollen, Nein! Lehrer Urner tat seine Pflicht nach bestem Vermögen, aber die Schüler gewannen dabei nicht viel. Man behalf sich dann nach baldigem Eingehen dieser Schule, die nicht prosperieren wollte, mit Privatstunden bei Lehrer Oetiker.

Mein Bruder Caspar hatte keine besondere Liebe zum Studieren. Er wandte sich daher nächst der Baumwoll-Spinnerei zur Landwirtschaft, wozu ihm der Bauernhof meines seligen Vaters beste Gelegenheit bot. Es währte aber nicht lange, dass er das Industrielle dem Landwirtschaftlichen vorzog und diesen bis an sein Ende treu blieb.

Wir zwei Brüder, im Alter nur zwei Jahre auseinander, gingen bis jetzt in guter Kameradschaft, zu sagen Hand in Hand durchs Leben. Er mich dominierend, wozu als dem Älteren freilich schon im Rechten, aber mehr noch wegen seiner Scharfsinnigkeit im Erfinden und im Stimulieren anderer, von Natur begabt. Eigenschaften, von denen er später als Fabrikant in seinem eigenen Interesse Zeugnis ablegte. Ich werde darauf an geeigneter Stelle zurückkommen. Jetzt kam es aber zu Trennung im Jahre 1819. Er blieb im väterlichen Hause und ich wanderte nach Zürich in die Lehre des Hauses «Tobler und Bindschedler», Wollwaren und Leinwandhandlung einerseits und als Hauptbranche Baumwoll- und Garnhandlung. Der letzteren widmete mein Bruder Rudolf seine Tätigkeit, während seinem Schwiegervater, Herr Tobler, der andere Teil oblag. Mit dessen einziger Tochter mein Bruder anno 1818 sich vermählte. Von dieser glücklichen Verbindung werde ich später mehr sagen.

Ich muss, ehe ich von Gang meiner Persönlichkeit weiter erzähle, notwendig noch diejenigen meiner zwei älteren Brüder wieder aufnehmen. Im Jahr 1811, wo der Erstgeborene noch in Paris weilte, unternahm mein Vater in Verbindung seines Freundes Billeter eine mechanische Spinnerei, vorläufig nur für etwa 500 Spindeln samt den nötigen Vorwerken, teils mit Hand, teils mir Wassertrieb in seinem weitläufigen Bauernhaus im Ausserfeld, wozu er noch einen Nebenbau erst neu aufgeführt, benutzen liess, einzurichten<sup>1</sup>. Es ist besonders zu erwähnen, dass mein Vater mit steigendem Alter immer mehr und mehr der Engbrüstigkeit unterworfen war, infolge eines organischen Fehlers, nämlich einer Vertiefung in der Brust. Dieser Übelstand kam dann eben diesem so intelligenten und spekulativen Mann bisweilen so hinderlich in den Weg und eben ganz besonders bei diesem Unternehmen, dass er nicht tätlich mitwirken konnte in dem Mass, wie er es gewünscht hätte, weil er den Staub der Baumwolle nicht in die Länge ertragen konnte! Sein Freund und Associé Billeter hatte zwei Söhne im Mannesalter und von guter Bildung, welchen die Leitung anvertraut wurde, aber es ging scheinbar nicht derart wie mein Vater glauben erwarten zu dürfen. Er hatte zudem für Etablierung und Betreib das meiste Geld in dem Geschäft stecken, kurz es kam zur Auflösung des Gesellschaftvertrages. Mein Vater blieb alleiniger Eigentümer der Spinnerei. Zum besseren Betrieb derselben musste er jetzt natürlich seinen Sohn aus Paris zurückkommen

-

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> «Auch in Männedorf werden erste Fabriken gegründet. Einer der Pioniere ist Rudolf Staub (1785-1844), der Erbauer des Felsenhofes, ein zweiter Rudolf Bindschedler (1770-1837), der eine kleine Spinnerei im Ausserfeld errichtete.» Aus: Galliker, Hans-Rudolf: Fünf Spaziergänge durch Männedorfs Geschichte. Historische Momentaufnahmen. MänneDorfgeschichte Band 5, S. 62.



lassen, der aus schönen Verhältnissen herausgerissen wurde, denn es soll ihm sein Prinzipal Mr. Dupain, Seidenwarengeschäft en gros, sehr lobende Propositionen zum Verbleiben in seinem Hause gemacht haben. Aber es blieb keine Wahl, er musste des Vaters Ruf folgen.

Die Hoffnungen, die der Vater auf diesen seinen Sohn setzte, sollten nicht getäuscht, sondern von den Erwartungen noch übertroffen werden! Die Aufgabe war gewiss keine leichte, es war umso mehr eine schwierige, als er vom Spinnfach weder theoretisch noch viel weniger praktisch etwas verstand. Es hiess also sich so schnell wie möglich hineinarbeiten und da aller Augen auf ihn gerichtet waren, zu beweisen, dass man es bald besser machen könne, als es von andern bis Dato geschehen war.

Die zwar kleine, aber bei den damaligen Anfängen in der Schweiz schon etwas ansehnliche, weil komplett eingerichtete Spinnerei prosperierte unter der neuen Direktion. Es wurde stets verbessert und, soweit die Räume erlaubten, vergrössert, dann ist damit ein nicht unwichtiger Handel in Baumwollgarnen verbunden worden. Er wurden nämlich nach und nach in den Gemeinden Uetikon, Männedorf, Stäfa, Ötwil und Hombrechtikon solche Spinnereien in gewöhnlichen Häusern eingeführt, meist ohne Vorwerke, nur einzelne Spinnstühle von höchstens 216 Spindeln. Dann waren wieder solche mit Vorwerkeinrichtungen, um denjenigen die Vorgespunst zu liefern, à façon oder im Lohn, die eben neue Stühle hatten. Dieser Klasse Spinner lieferte mein Vater die Baumwolle und nahm ihnen dagegen das Gespinst ab, sei es à façon oder im gegenseitigen Kauf. Die Garne gingen an Fabrikanten im Kanton Glarus, ins Toggenburg und nach St. Gallen. Es war ein Leben in dem abgelegenen Ausserfeld mit Boten, Fuhrwerken, Fremden und einheimischen Besuchen, dass es eine Freude war. Die ganze Umgegend hatte an diesem regen Geschäft Nutzen, sei es direkt oder indirekt, schönen Verdienst für die arbeitslustigen jungen Leute, für die Bauern als Kostgeber der Fremden, sowie für die Handwerker und Krämer. Wem hätte das ie träumen können an diesem Ort der Grenzscheide von Männedorf und Stäfa, im übrigen aber schön in einem Wald von Bäumen gelegen am Fuss des aussichtsreichen Lattenberg, der Egghälterli und Allenberg, an deren reichen Abhängen in einem Halbkreis im Wiederschein des Sees die Weinrebe glänzt.

Die ganze Familie vom Grossvater an, Vater, Mutter, vier Söhne und zwei Töchter, wozu noch einige Knechte und Mägde kamen, waren bei den Mahlzeiten an einem Tisch nach alter patriarchalischer Weise. Der Platz musste somit kurz zugemessen sein und er war es auch in allen Richtungen. Das Spinnereigeschäft, die Landwirtschaft, wobei sechseinhalb Jucharten Reben, und eine Sennerei und Cremerei enthielten die Gebäulichkeiten, Büro für das Geschäft und Audienz-Zimmer für den Grossvater als Friedensrichter und für den Vater als Gemeindeseckelmeister.

Es lässt sich denken, dass einem so aufstrebenden jungen Mann wie mein Bruder Rudolf, es in die Länge nicht behagen mochte, in diesem Gewimmel auszuharren. Er, der vier Jahre in Zürich und über zwei Jahre in Paris zugebracht hatte, in angesehenen Kaufhäusern, ein halbes Mirakel für die damalige Zeit, von feiner Bildung, überall in den ersten Familien gern gesehen, sich also beengt in dem elterlichen Familienkreis fühlend, darauf denken und planieren musste, sich eine andere Situation zu schaffen. In der Spinnerei wurden wir Söhne nachgenommen und mussten zur Aushilfe, wo etwa eine Lücke entstanden war, diese ausfüllen. Wir konnten daher von Jugend auf praktisch alles zur Baumwollspinnerei gehörige gründlich kennen. Kein Wunder also, wenn wir später Vorteile vor manchem anderen um das Spinnfach hatten. Heinrich, als der Nächstfolgende von Rudolf, musste diesen sekundieren, wurde also schon vom 13 oder 14 Altersjahr an in die Leitung der Spinnerei, in sämtlichen Büroarbeiten, im Einkaufen und Verkaufen theoretisch und praktisch eingeführt. Bei seinen natürlichen Fähigkeiten hatte er in kurzer Zeit alles kapiert und fertig, so dass er zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigte.

In dieser Voraussicht durfte schon Rudolf in Projektgedanken sich wiegen und ernstlich darauf sinnen, eine eigene Existenz zu gründen, weil er in Heinrich Ersatz als Geschäftsführer zu finden

vollständiger Zuversicht glaubte sein zu können. Aber leider hatte er die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Während Rudolf in musterhafterweise nach dem Vorbild seiner Eltern, den Grossvater nicht zu vergessen, und seiner Prinzipalen in Zürich und Paris seinen Weg verfolgte, das Geschäft des Vaters aufs Eifrigste und mit besonderer Geschicklichkeit besorgte und äuffnete, mit glücklichem Resultat der Bilanzen von Jahr zu Jahr, war er zugleich ein Exemplar guter, nobler Ausführung, stets nur in besten Gesellschaftskreisen sich bewegend, nächst Männedorf namentlich noch in Stäfa und Wädensweil mit den Familien Zuppinger, Staub und Billeter, dann Huber und Kölla in Stäfa und in Wädensweil mit Diezinger und Theiler war er intim befreundet; sein elegantes Auftreten und die städtischen Manieren trugen auch unwillkürlich bei als Passe-partout.

Während das Vorgesagte der unveränderliche Grundcharakter Rudolfs war, machte sein Bruder Heinrich Abweichungen, die in der Karriere des Lebens gerade zum Gegenteil umschlugen. Heinrich war von Natur vorzüglich ausgestattet, gross gewachsen (grösser als wir drei anderen), hübsch von Ansehen, von einnehmendem, herzgewinnendem Wesen, war er überall in geselligen Kreisen der Liebling! Seine Herzensgüte wurde viel missbraucht, indem sie ihn zu nachgiebig und opferbringend machte. Äusserst lebhaft, witzig und leichten Sinnes kam er so sukzessiv in einen wahren Strudel von Vergnügungen oder Lustbarkeiten, dass die Geschäfte, denen er obliegen sollte, weil er nun mehr die Hauptstütze des Vaters geworden, manchmal darunter leiden mussten. Da kam es, dass er den Vater bestimmen konnte, das Spinngeschäft auszudehnen und nach einer Wasserkraft sich umzusehen, nach dem Beispiel anderer. Heinrich suchte und fand eine solche in der Mühle Langnau am Albis. Mit Müller Suter wurde ein Vertrag abgeschlossen, laut welchem er ein Gebäude aufführen musste, um darin einige tausend Spindeln mit nötigen Vorwerken, mit hinlänglicher Wasserkraft platzieren zu können, gegen Pachtzins und mit Engagement auf eine gewisse Zahl Jahre. Heinrich richtete in Langnau eine eigene mechanische Werkstatt ein und baute unter Führung geschickter Mechaniker die Maschinen zum grösseren Teil selbst.

Mit diesen neuen, verbesserten Werken konnten natürlich auch bedeutend bessere Gespinste produziert werden und in höheren Nummern, als es in Männedorf der Fall war. Darin erzielte man unstreitig wichtige Fortschritte. Der Hauptgewinn lag im Kampf mit der Konkurrenz, die man nicht mehr zu fürchten hatte. So weit wäre also dieses neue Unternehmen in fortschrittlichen Sinn gelungen. Heinrich hätte Gelegenheit gehabt, Zeugnis abzulegen, dass es ihm weder an Talent noch an Sachkenntnis mangelte, nicht nur ein prosperierendes Geschäft zu etablieren, sondern dass er auch den festen Willen und die Reputation habe, es voll und ganz durchzuführen und den berechtigten Erwartungen seines Vaters nachzukommen. Allein - es sollte eben nicht sein! Seine jugendlichen Schwachheiten, Versuchungen nicht entgegen treten zu können, der leichte Sinn, die Elastizität seines geistigen wie körperlichen Wesens amortisierten sich nicht mit den zunehmenden Jahren und wie man glauben sollte mit der grösseren Geschäftslast, nein! Nachdem er dem väterlichen Auge unmittelbar entrückt, allein in Langnau regierte, wandelte er auch in diesem Sinn freier. Seine Absenzen vom Posten steigerten sich ausser Verhältnis, denn wenn auch dieselben durch seine Arbeitsfertigkeit und schnellen Einblick wieder eingebracht wurden, so geschah es doch nicht mehr in den geregelten Ordnung und Pünktlichkeit, wie es der Fall gewesen ist, als er noch unter der Meisterschaft des Bruders Rudolf stand. Von der Aktivität punkto Ordnung und Gewissenhaftigkeit in seinen Pflichten, ging es unvermerkt zur Passivität über! Die früheren, schönen Bilanzen kamen nicht mehr zum Vorschein oder, um lieber in der Täuschung zu bleiben als die nackte Wahrheit zu erfahren, unterliess man die Inventarien.

Die mangelhafte Wasserkraft in Langnau und die Streitigkeiten mit dem Verpächter, indem das Wasser auch der Mühle zudienen musste, verbesserten die Lage auch nicht. Heinrich muss sich mit Gedanken getragen haben, nachdem er eingesehen, dass es so in die Länge nicht gehen könne, wenn möglich eine Änderung herbeizuführen. Er getraute sich aber nicht, den Vater mit seinen Plänen bekannt zu machen und unternahm er sogar, von sich aus eigenmächtig die Baumwollspinnerei von Herr Baur in Feldbach zu kaufen. Wie sich mein Vater bei einer solchen Hand-



lungsweise gegenüber Heinrich betragen, weiss ich nicht, es muss aber allerdings zu scharfen Erörterungen gekommen sein.

Diese Akquisition war scheinbar nicht zu teuer - eine komplette Spinnerei von etwa 1'800 Spindeln mit ziemlich passabler Wasserkraft, da der Lützelsee als Reservoir dient: Dazu für zwei Kühe Wieswachs nebst einer halben Juchart Reben, alles für etwa 50'000 Franken. Es zeigte sich aber leider nur zu bald, dass Heinrich das Kaufobjekt viel zu oberflächlich untersucht und so zu sagen fast blindlings auf Anraten und Empfehlung eines vermeintlichen Freundes hin in den Handel und schliesslich Kauf getreten ist. Die Werke waren nämlich fast durchwegs von ältester Konstruktion und ist dazu noch sehr wenig für deren Unterhalt verwendet worden, lieferten natürlich auch ein geringes Produkt, das man nur zu schlechten Preisen an Mann bringen konnte. Was war da zu machen? Es musste allen Ernstes dahin geschritten werden, neue Werke von A bis Z anzuschaffen! Diese beim Kauf der Spinnerei nur zum kleinen Teil vorausgesehenen Neuerungen kosteten wieder viel, viel Geld, griffen tief meinem damals schon in Sorgen gewesenen Vater in dessen Tasche und mussten die Betriebsfonds schwächen. Man denke, dass jetzt das Spinngeschäft an drei Orten zugleich im Betreib war: in Männedorf, Langnau und Feldbach. Kaspar, der in Männedorf dem Vater Landwirtschaft und die kleine Spinnerei besorgen half, musste, nachdem Heinrich in Feldbach nun für den grösseren Teil der Zeit in Anspruch genommen wurde, nach Langnau übersiedeln und seinen Bruder vertreten, was nämlich die Leitung der Spinnerei betraf. Wie zu begreifen ist, konnte in die Länge eine solche Zersplitterung der Kräfte nicht statt haben. Alles litt darunter. In Männedorf, wo dem Vater die Hauptstützen in seinem Sohn Kaspar entzogen geworden, musste diese entstandene Lücke trotz aller Anstrengung nach und nach zum Nachteil fühlbar werden. In Feldbach, wo Heinrich wieder allein war und seinen Neigungen viel zu öfteren Absenzen noch weniger zu widerstreben vermochte, weil die Oberaufsicht in Langnau, der er obzuliegen hatte, seinen flotten Wandel neue Nahrung brachte, konnte auch dieses neue Geschäft nicht in dem Mass gedeihen, als es unter einer gewissenhaft wirksamen Tätigkeit der Fall hätte sein müssen – denn an Geschicklichkeit der Leiter fehlte es ja durchaus nicht!

Dieses Dreigestirn, Männedorf, Langnau und Feldbach leuchteten am Gewerbshimmel mehrere Jahre und hatte gewiss in mancher Beziehung zu kämpfen. Die Sorgen meines guten Vaters, der wegen seines Brustübels nur zusehen und leider eben nicht mit seiner angeborenen Energie eingreifen und die Ausschreitungen ausser seinem Gesichtskreis hemmen konnte, mehrten sich und reiften schlechter Dinge zu dem Entschluss, Ordnung zu schaffen, bevor es zu spät ist und zwar in der Richtung, dass man trachtete, Langnau zu entäussern. Dieses geschah, aber es konnte freilich nur unter schweren Einbussen zu Ende geführt werden.

Bei dieser Unternehmung in Langnau ist viel Kapital verwendet, ja ich darf wohl sagen, vergraben worden nach so wenigen Jahren bloss des Betriebes und diesen noch zum Teil in mangelhafter Weise. Die Wahl der Lokalität war übrigens auch eine verfehlte, in Bezug des sparsamen Wassers. Daher konnte an eine Ausdehnung der Spinnerei nicht gedacht werden, auch wenn das Geschäft reussiert hätte, ausser man würde sich zum Ankauf der Mühle und somit des ganzen ziemlich kostbilligen Gewerbes entschlossen haben.

Bei Etablierung dieser Fabrik, bis sie ganz komplett war, muss ich doch noch erwähnen und kann es nicht unberührt lassen, wenn es auch von ganz sekundärer Bedeutung sein mag: nämlich was ausser dem vielen Geld an allerlei anderen Gegenständen und besonders an virtualien Jahre lang von Männedorf nach Langnau floss. Es musste der so produktive Bauernhof im Ausserfeld in allen Teilen herhalten mit seinen gefüllten Kisten und Kästen mit dürrem Obst, Äpfeln, Birnen, Kirschen, Zwetschgen, Bohnen und Erdäpfeln; dann geräuchertem Fleisch, Butter, Getränke in Wein, Most und Brantweinen und etc.

Heinrich plünderte alles und die so gute, sparsame Mutter gab den Verlangen nach in dem Glauben, dass das Getane seine gute Frucht tragen werde. Ich bedaure, indem ich dieses niederschreibe nach bald sechzig Jahren, noch im höchsten Grad diese fromme gegen Arme so

wohltätige, liebe gute Mutter. Was sie empfunden haben mag, nachdem sie von den Illusionen zur Wahrheit gekommen ist, das lässt sich denken.

#### **2.2** Lehrjahre bei Tobler & Bindschedler (1819)

Es ist nun an der Zeit mit Weitererzählung dieser Begebenheit abzubrechen und diejenigen meiner Persönlichkeit wieder aufzunehmen. Doch schicke ich noch voraus was sich zugetragen, als Bruder Rudolf den Entschluss fasste, auf eine eigene Existenz Bedacht zu nehmen. Die Bekanntschaft nämlich mit Jungfer Elise Tobler war nicht von heute oder gestern, sondern datierte von viel früher her. Ich will deswegen nicht näher darüber eintreten, weil mir das Gedächtnis nicht mehr treu genug ist und ich von blossen Vermutungen abstrahiere. Hingegen wage ich so viel zu sagen, dass von Seiten meines Bruders nur eine Inklination ihn zu diesem Gegenstand wohl verdienter Liebe führten, wie ich später zu beweisen in den Fall kommen werde. Pekuniäre Gründe konnten um so weniger mit im Spiel sein, da, wenn auch als alleinige Erbin, die Vermögensverhältnisse der Eltern auf sehr bescheidene Höhe taxiert werden konnten.

Es war also im Jahre 1819, dass ich nach wohl zurückgelegtem 13. Altersjahr in das Handelshaus Tobler & Bindschedler in Zürich eintrat. Soviel ich weiss, wurde kein Vertrag wegen mir aufgestellt, da nämlich eben mein Bruder Rudolf als Associé figurierte und Herr Tobler als dessen Schwiegervater infolge dessen in naher Verwandtschaft mit meinem Vater stand. Ich wurde auch wirklich im Hause so wohlwollend und gut aufgenommen, als wenn ich ein Glied der Familie gewesen wäre.

Gleich wurde ich auf dem Büro beschäftigt, natürlich anfänglich mit Kopieren der Briefe und Wechsel, da man von Kopierpressen noch nichts wusste. Ich erledigte, was überhaupt in Abschrift zu bringen war. Da ich im väterlichen Hause bereits mit den Büroarbeiten eines Lehrlings initiiert war, so hatte ich den Vorteil, dass mir auch bald die Baumwollen übergeben wurden. Und Garn-Skonto und die kleine Kasse zu führen, das Übertragen aus dem «Cahier» ins «Brouillard», die Ausrechnungen mit den Spinnereien, die nur «à façon» arbeiteten, die Korrespondenz und Berichtigung der Beträge an dieselben, gewöhnlich am Samstag – die Garne kamen regelmässig an den Freitagen als dem Couentag nach Zürich. Da gab es zu schaffen über Kopf und Hals.

Die Verifikation der eingehenden Garne und noch den gleichen Tag durch die Retourfuhren, die Versendung der Baumwolle in alle Gegenden so wie die Ausführung der erhaltenen Bestellungen von Fabrikanten im eigenen Kanton, mehr aber aus dem Aargau, Thurgau, St. Gallen, Glarus und später aus Deutschland. Zwei Packer - nebst meiner Beihilfe - waren damit beschäftigt. Da die Warenhandlung in Leinen und Wolle seit meines Bruders Eintritt hauptsächlich nur als En-gros-Geschäft betrieben wurde, in der Weise, dass man die Krämer auf dem Land in und ausser dem Kanton anzog und ihren Bedarf fournierte mit den benötigten direkt aus den ersten Quellen Deutschlands, Österreichs und anderen Ländern bezogenen Artikeln, so stieg auch diese Geschäftsbranche zu einer Bedeutung, die sehr zu beachten und ihr vollste Aufmerksamkeit geschenkt werden durfte. Bis mit den Jahren stets mehr und mehr eintretende Konkurrenz auf'm Platz und durch Reisende von aussen her sie schmälerte.

Das Axiom der Firma Tobler & Bindschedler war und blieb doch im Handel von Baumwolle und Garnen und dieser gewann immer mehr an Ausdehnung während dem der untere Teil, nach dem leider viel zu frühzeitigen Eintretens des Hinschiedes der Frau meines Bruders «decrescendo» ging und nicht lange nach dem Ableben des Herrn Tobler ganz liquidiert wurde.



Elise Bindschedler, geborene Tobler, geboren anno 1799, gestorben anno 1829. Ihr Vater, Caspar Tobler, starb 1833 im Alter von 68 Jahren. Ich werde das Leben dieser beiden mir treu gewordenen Wesen an geeigneter Stelle nach Verdienst beleuchten!

Im Hause meines Prinzipals war alles musterhaft organisiert. Strenge Disziplin, pünktlich nach der Uhr und doch Freiheit genug für Erholung. Man arbeitete selbsten ohne köstliche «Employés» - im Gegensatz zur heutigen Zeit.

Im Laden, wo die Woll- und Leinenwaren zur Schau ausgestellt waren - denn geschlossene Magazine enthielten die stets grossen Vorräte - besorgten Herr und Frau Tobler den Verkauf. Im Comptoir arbeiteten Herr und Frau Bindschedler und ein oder zwei Apprentis, worunter also ich. Frau Bindschedler hatte ausschliesslich Korrespondenz und Buchführung der Warenhandlung unter sich, während dem Herr Bindschedler dem Teil der Baumwollen- und Garnhandlung oblag, sich nötigenfalls natürlich gegenseitig assistierend. Frau Bindschedler hatte, weil im Geschäft ihres Vaters aufgewachsen, Sachkenntnis in hohem Grad und den geübten Blick, den sie bei Verifikation der eingehenden Waren nächst ihrem Vater, Herr Tobler, hatte, da grundsätzlich nur auf die beste Qualitäten gehalten wurde, brachte den Kredit des Geschäfts in erster Linie und das Handelshaus in weitgehenden guten Ruf! Wie schon oben gesagt, lag es in ihrem Ressort die Korrespondenz zu führen, welche Arbeit von statten ging; Styl, Sauberkeit der Schrift waren unverkennbar die einer gewandten Schreiberin, niemand hätte ahnen können, dass sie das Erzeugnis eines Frauenzimmers wäre.

Für den Haushalt sorgte voraus die Mutter Frau Tobler und, was sie an freien Stunden erübrigen konnte, brachte sie im Laden zu, um auch da noch ihre unermüdete Tätigkeit geltend zu machen. In dankbarem Andenken an diese gute Frau fühle ich mich verpflichtet gerade hier noch deshalb ihrer zu erwähnen, wie sie sich wahrhaft mütterlich meiner annahm und für mich besorgt war, beispielsweise ist meine Wäsche, meine ganze Garderobe immer «au complet» gewesen, in allen Teilen propre, so dass ich fast mit Stolz auf mich herabblicken durfte und ich mir diese guten Eigenschaften durchs ganze Leben zur guten Tugend eigen machte.

In dem Doppelgeschäft des Hauses Tobler & Bindschedler war immer der Freitag derjenige Tag, wo alles zusammen strömte. Dann musste sich auch das sämtliche Personal zu etwas früherer Stunde auf dem Posten einfinden. Da kamen zuerst die Boten von allen Seiten mit Valoren und Briefen, denn der Post bediente man sich damals in den Zwanzigerjahren weniger. Die schriftlichen Aufträge für das Warengeschäft richteten sich meistens auf diesen Tag.

Dann kamen aber auch Krämer und Krämerinnen von nah und fern, die Einkäufe persönlich zu machen. Da gab es denn Hände voll zu tun im Zusammenhang mit dem Umsatz der Baumwolle und der Garne, weil alles an demselben Tag, der Boten wegen, spediert werden sollte. Herr Tobler, das Haupt dieser Geschäftsabteilung, von Figur wegen seiner Grösse und geraden Körperhaltung schon imponierend, verstand sein Geschäft aus dem Fundament. Seiner Beredsamkeit im Anpreisen der Waren konnte so leicht nicht widerstanden werden! Trotzdem - an diesen Freitagen – die Räume waren eben etwas eng - marschierte doch alles in gehöriger Ordnung und schöner Harmonie, indem man sich überall die Hände reichte, wo es Not tat. Nur wusste man auch am Schluss des Tageswerks, das tief in den Abend - sage Nacht - hineingriff, dass man gearbeitet habe, denn die Maxime war, die Sachen nicht auf halbem Weg stehen zu lassen, in der Zuversicht, dass es morgen wieder Tag werde, nein! Es musste aufgeräumt werden. Strenge Ordnung, Pünktlichkeit verbunden mit grösster Gewissenhaftigkeit brachten das Haus Tobler & Bindschedler auf die Höhe von Ehre und Ansehen!

Konnte bei solchen hervorragenden Eigenschaften die Prosperität ausbleiben? Sie blieb nicht aus! Nicht nur nicht, denn glänzende Resultate gingen hervor und krönten das Werk! Hr. Bindschedler, mein Bruder, war in allem die Seele. Wie er schon in dem Spinngeschäft seines Vater Proben abgelegt und den Beweis geleistet über seine Tätigkeit im nie erlöschenden Eifer und in seinem na-

türlichen Geschick und Talent, die vorkommenden Geschäfte zu behandeln, so lässt sich wohl denken, dass es im eigenen Interesse nicht zurückbleiben konnte.

Die Leser dieser Zeilen mögen nun gewiss darin einig gehen, dass eine bessere Wahl für mich zur Ausbildung in der kaufmännischen Karriere nicht hätte können getroffen werden, als es in einem solchen Hause der Fall war. Als junger, wenig verständnisvoller Mensch in solchen das ganze Leben entscheidenden Punkten, meinte ich freilich, da man mich anhielt alles durchzumachen von der Pike an. Aus- und Eingaben, Ausläufer, neben den niederen Comptoir Arbeiten, es sei mir viel aufgegeben, aber die gute liebevolle Behandlung liess mich diese vermeinte Anstrengung doch geduldig ertragen. In späteren Jahren dankte ich Gott, dass ich das Glück hatte, eine solche scheinbar herbe Schule durchzumachen. Die guten Früchte blieben ja im Verlauf der Zeit nicht aus! Nach Verfluss von eineinhalb bis zwei Jahren besserte sich meine Stellung derart, dass ein anderer Apprenti eintrat, ich also nach üblichem Usus avancieren musste. In dieser Eigenschaft, anstatt in den Packerräumen und Magazinen handlich einzugreifen, hatte ich von da an zu dirigieren und die Waren zu prüfen und kannte ich soweit schon die Bürde meiner Prinzipalen erleichtern helfen. Es kam dann auch noch eine weitere Abwechslung in meine Tätigkeit, nämlich die öfteren Besuche der Spinnereien, welche für uns arbeiteten. Solche Ausflüge kamen mir gut zustatten, indem sie meine Kenntnisse in der Baumwollbranche zu fördern und zu erweitern sehr geeignet waren.

Für den Absatz der Garne wurden jährlich etwa vier Reisen gemacht, die mein Bruder selbst unternahm. Sie wurden manchmal auch mit Erholungs- oder Vergnügungstouren verbunden, wo dann seine Frau ihn begleitete. Das eine Mal ging's westlich nach den Kantonen Aargau, Bern und Luzern, dann wieder ostwärts nach dem Thurgau, St. Gallen und Appenzell. Es wurde dafür ein Fuhrwerk gemietet und nahm man die Zügel selbst in die Hand. Diese Reisen waren selten ohne guten Erfolg. Wo möglich wurden Lieferverträge abgeschlossen. Dann hatten sie das Angenehme, weil Herr und Frau bei den Abnehmern aufs freundschaftlichste aufgenommen wurden und so durch die Liebenswürdigkeit von Frau Bindschedler treue Geschäftsfreunde gewonnen! Der Folge von Gevatterschaften hatte man sich umso bereitwilliger zu unterziehen! Dieser fast etwas intime Geschäftsumgang besteht zur heutigen Zeit nicht oder doch weniger mehr, das Gemütliche ist dahin!

Aber jenes frühere mehr kordiale Verfahren in der Geschäftsweise hatte auch wieder seine Schattenseiten und barg Gefahren in sich, denen auszuweichen die Klugheit gebietet. Nämlich die gefährliche Klippe des Kreditierens und, um diese zu umschiffen, war bei jener Art des Umgangs mit den Geschäftsleuten weniger möglich und durchführbar und daher in öfteren Fällen Verderben bringend. Das Haus Tobler & Bindschedler hatte in dieser Beziehung auch zu leiden, trotz aller Vorsicht! Die kleinere Sorte der Fabrikanten, deren es damals bei den Anfängen und dem Aufblühen der Baumwollfabrikation, ehe die mechanischen Webereien entstunden, eine grössere Masse gab, stund mehr als nicht auf schwachen Füssen. Mit wenigen Mitteln ausgestattet, mit wenig Sachkenntnis und Erfahrungen wurde so ins Blaue hinein kutschiert, bis am Ende vom Lied die Katastrophe einbrach. Alle, die sich mit dem Garnhandel befassten, würden viel über diese Kapitel zu erzählen wissen.

Während diesen gewöhnlich achttägigen Absenzen der Bürochefs Herr und Frau Bindschedler trat ich unter Aufsicht des Herrn Tobler an deren Stelle und studierte das Notwendigste. Es war diese Zeit eine solche für mich frischen Aufatmens und stärkender Ruhe gleich den Ferien der Schüler, dafür ward dann, besonders, wenn die Reisenden mit Zufriedenheit zurückkehrten, nur wieder umsso freudiger gearbeitet.

Ich habe schon an einer Stelle der Beschäftigungen der Frau meines Bruders mit einigen Worten berührt. Ich hätte gar vieles nachzuholen, wenn der Raum dieser Memoires nicht allzu gemessen wäre. Die so ausgezeichnete Frau, wie ihres gleichen selten eine wird zu finden sein, für die dama-

lige wie für die jetzige Zeit. Sie war für ihren Mann in Rat und Tat eine solche Hilfe und Stütze, ohne welche das Geschäft nie den so raschen Aufschwung und die stets zunehmende Bedeutung hätte erlangen können. Teils mit eigenen Mitteln und dann aber im besonderen durch den von seinem Vater eröffneten unbedingten Kredit im ersten Banquier-Haus in Zürich, Caspar Schulthess & Co. im Rechberg. Diese Krediteröffnung lautete:

Ich, Endunterschriebener, verpflichte mich hiermit gegen die Herren C. Schulthess & Co. in Zürich als Bürg und Selbstzahler für die ganze Summe so besagte Herren mit oder ohne mein Verwissen an C. Tobler-Bindschedler daselbst anvertrauen werden.

Männedorf, den 22. Dezember 1820 bescheint Rudolf Bindschedler.

Dieser Bürgschein wurde erst am 24. Januar 1830 wieder zurückgestellt.

Wenn mein Bruder in seinem Eifer und dem unermüdlichen Tätigkeit meinte, von seinen Mitarbeitern allen von oben bis unten gleiches Verlangen zu können, so ging es doch bisweilen etwas weit und dies eben voraus gegenüber seiner Frau. Gut und liebevoll, wie sie war, gab sie nach und sekundierte einen Mann, den sie zu schätzen wusste getreulich nach dessen Wunsch und Willen.

Aber dieses Fordern und dieses Nachgeben rächte sich fürchterlich, etwa zehn Jahre vermochte sie scheinbar gut auszuharren, aber dann brach die schöne edle Gestalt zusammen an Anfällen, denen keine ärztliche Kunst zu wehren im Stande war. Ich werde geeigneten Orts ausführlicher darüber zurückkommen.

Über meine Tätigkeit bis zum Ende der fünf Jahre, die ich im Hause Tobler & Bindschedler zubrachte, in die Länge zu erzählen, dürfte für den Leser langweilig sein. Er sieht aus dem Vorstehenden, dass wenig Ruhe und Rast war von früh morgens bis oft spät in die Nacht hinein! Einzig der Donnerstag machte eine Ausnahme, an welchem Tag mein Bruder seine Gesellschaft besuchte. Da wurde zwischen sechs und sieben Uhr geschlossen und so hatten dann ebenfalls wir andern auch einige Erholungsstunden. Die Zeit war meinem Bruder kostbar, so dass, wenn ihn am Abend vor Schluss der gewöhnlichen Arbeitszeit Freunde besuchten, er sich nicht derart stören liess, dass er abkürzte, sondern denselben einfach einen Platz anwies und an seinem Pult sitzen bleibend konversierte. Gewiss wollte er damit zeigen, dass der Weg zur Prosperität und Glück nur durch Beharrlichkeit und Ausdauer erreicht werden könne und dass das, was man selbst mache, besser gemacht sei, als durch fremde Hände!

Ich muss bei diesem schicklichen Anlass ein Beispiel einschalten als Seitenstück zu den ausserordentlichen Eigenschaften meines Bruders. Unser Grossvater, der als Friedensrichter in der
Gemeinde Männedorf über ein Vierteljahrhundert dieses Amt unausgesetzt bekleidete, war als
Landwirt auch einer der unermüdlich Tätigen. Wenn einer in Streitsachen oder des Rates bedürftig
etwas vorzubringen hatte und er, der Friedensrichter, etwa im Feld oder in den Weinbergen war,
wurde derjenige zu ihm, wo er arbeitete, gewiesen, wo er dann sein Anliegen vorbringen konnte,
worauf der Friedensrichter, nachdem er ihn angehört hatte, seinen Salomons-Spruch kund tat.
Sein Urteil über Rechtssachen war selten anfechtbar und dafür bürgt der Beweis, dass oft Jahre
vergingen, in denen kein Prozess appelliert worden war. Mit seinem ruhigen Temperament, der
Kenntnis der Gesetze und in seinem klaren Blick als auch beim Zutrauen, das er bei den Parteien
genoss, brachte er durchwegs gütliche Vergleiche zu Stande! Ich erinnere mich noch lebhaft aus
meinen Jugendjahren, dass ich die Urteile und Vergleiche aus den Protokollen auf Stempelpapier
abschreiben musste – dafür floss mancher alte Schweizerfranken in meinen Sparhafen.



Nach diesen Abschweifungen wieder der Faden betreffend der Büroarbeiten im Hause Tobler & Bindschedler aufnehmend, bekenne ich mit Vergnügen, dass ich bei allen diesen Anstrengungen keine Ursache hatte, unzufrieden zu sein. Neben guter Verpflegung, hübscher Ausstattung in den Kleidern war man nicht weniger besorgt für meine geistige Ausbildung. Ich wurde angehalten, bei Privatlehrern Stunden zu nehmen, so namentlich in den französischen und italienischen Sprachen. Tanz- und Reitkurse. Was damals an der Tagesordnung war, durfte ich mitmachen und Freunde, mit denen ich einen Zirkel bildete, zu regelmässigen «Soiréen» einladen. Man verlangte also nicht nur von mir, man gab auch. Und das alles entschädigte und ebnete aus und ich befand mich glükklich und wohl, denn meine Leistungen waren dem entsprechend. Dies liess man mir bei jeder Gelegenheit erkennen durch Geschenke mit Worten und Durchblicken, das ich für meine Zukunft nicht zu sorgen habe. So ging ich freudigen Mutes durchs Leben, denn es waren ja wohl die schönsten Jahre, diese paar letzten der fünf im Hause Tobler & Bindschedler zugebrachten.

In dieselben fällt auch mein Konfirmanden-Unterricht. Zwar noch nicht das gesetzliche Alter von 16 Jahren erreicht habend, wurde ich doch auf Wunsch meiner Prinzipale zugelassen. Dieser Unterricht von Herrn Lehrer Kramer am Grossmünster erteilt im Dezember 1821 zählte nicht zu einem der periodischen, sondern war ein extra gegebener, aus welcher Veranlassung weiss ich nicht mehr. Kurz wir waren nur sieben an der Zahl, nämlich:

Denzler später eidgen. Oberst und Kriegskommissär

Staub z. Finken idem Oberst Kramer Pfarrer med. Doktor Denzler zwei Zwillinge Brüder Schulthess **Banquiers** 

und ich.

Der Unterricht wurde privat behandelt, denn alles wurde in der Studierstube abgewandelt und der Ernst war nicht in dem Grade, wie er sonst üblich ist. Herr Lehrer Kramer war von Natur ein lebensfroher Mann, Feind von Kopfhängerei; ganz gemacht, junge Leute an sich zu ziehen und lieb zu gewinnen. So ging es auch mir, denn nach Jahren, wenn wir uns begegneten, war die Freude eine gegenseitige. Er, der Lehrer, interessierte sich dann über mein allseitiges Befinden.

Wie ich vor dieser Unterbrechung meine glückliche Situation, der ich in Zürich genoss in dankbaren Worten mich ausdrückte und alle Aussichten vorhanden wären, dass sich dieselbe nur progressiv verbessern könne, so müsste auch in dieses schöne Verhältnis plötzlich eine Wendung eintreten und einen entscheidenden Moment herbeiführen. Mein Vater, schon längst unzufrieden mit Heinrichs Führung der Spinnerei Feldbach, konnte und wollte nicht länger zusehen. Man wusste und sah es auch von Zürich aus, dass eine Änderung Not tat. An wen konnte der bekümmerte Vater anderes appellieren, als an seinen ältesten Sohn Rudolf. Es geschah! Man beriet und unterhandelte. Aber wie da zu helfen sei, war schwer auszumitteln, ohne mich dabei zum Opfer zu bringen. Wer anders konnte Heinrichs Nachfolger geben? Jawohl, Caspar hätte man sagen können, der nun in Männedorf beim Vater weilte, seit Langnau aufgehört hatte. Aber es fehlte ihm, nein nicht an der Leitung der Spinnerei, das verstund er ja, weil stets dabei gewesen. Die Wissenschaft des kommerziellen Teils, das Unentbehrlichste, wenn für eigene Rechnung und nicht «à façon» gearbeitet wird, ist nie gründlich von ihm gelernt worden und ins Praktische übergegangen. Auch handelte es sich in Feldbach Ordnung zu schaffen, da das Gegenteil eingerissen war und zu diesem End hin bedurfte es schon jemand, der mit den Skripturen bewandert war.

Nicht lange Zeit vor diesem Ereignis, denn es war ein solches, da meine ganze Zukunft in Frage gestellt werden sollte, wurde mir von Seiten meiner Prinzipalen eröffnet, dass man mich im Hause zu behalten gedenke. Es sei beabsichtigt, mich erstens in eine Bauwollhandlung im Havre zu platzieren, die das überseeische Geschäft betreibe, um mir Gelegenheit zu verschaffen, die nötigen Kenntnisse zu sammeln für direkte Bezüge. Auch sollte ich mir daselbst möglichst die engli-

Seite 16 von 91

sche Sprache aneignen, um dann auch noch Liverpool für einige Zeit zu besuchen als dem ersten Seeplatz für Baumwolle. Solche Aussichten für einen so jungen Mann waren damals vor 56 Jahren von grosser Bedeutung, da es überhaupt eine Seltenheit gewesen ist, dass es geschah aber noch weniger, dass einer vom Land zu dieser Begünstigung gelangte. Es war schon als eine Auszeichnung in Männedorf angesehen worden, als ich im Jahre 1819 als Lehrling in ein Handelshaus nach Zürich geschickt wurde. Dem Ansinnen des Vaters, dass ich sein Stellvertreter in Feldbach geben soll, wurde also möglichst widerstanden, weil dasselbe die für meine Person gefassten Pläne ganz und gar durchkreuzte. Ich verhielt mich in dieser Kontroverse ziemlich passiv und ich gestehe heute, dass ich die Wichtigkeit eines solchen fürs ganze Leben entscheidenden Schrittes gar nicht zu berechnen wusste. Die Stellung, die mir von meinem Vater geboten wurde, musste sogar schmeichelhaft ja lockend zum Vorschein kommen, weil durch diese Anordnung ich sozusagen selbständig wurde. Erst im gereiften Alter war es, dass ich durch Erfahrungen jeder Art gewitzigt, leider zur Einsicht kommen musste, wie ich meinen Glückstern verlassen und Irrlichtern gefolgt bin. Nun aber, Gottlob, darf ich jetzt am Ende meines Lebens wohl sagen, dass es nach vielen schweren Kämpfen meiner Karriere doch wieder auf den richtigen Weg kam. Dass ich mit Freuden einen Rückblick tun und die Erinnerungen zu Papier bringen darf.

### **2.3** Bindschedler & Wild in Feldbach – Florettseidenspinnerei (1824)

Ich übersiedelte also eben von Zürich nach Feldbach und nahm die Leitung des Etablissements im 18. Altersjahr in die Hand.

Mein Bruder Heinrich assoziierte sich hierauf mit einem Caspar Wild, von Wolfhausen stammend auch ein flotter Compagnon, dessen Familie sich gleichfalls seit Jahren mit der mechanischen Spinnerei abgab und dieser C. Wild daher mit dem Geschäft schon vertraut war. Diese beiden Freunde mieteten von Wild & Co., seinen Verwandten, die Spinnerei im Langenriet eine Viertelstunde oberhalb Feldbach am gleichen Bach, da nämlich diese Herren eine grössere und punkto Wasserkraft günstiger situierte Spinnerei in Wald nach neusten Konstruktion gebaut hatten. Bindschedler & Wild, so hiess die neue Gesellschaft, sich anfänglich mit Baumwollspinnen beschäftigend, ging aber mit dem Projekt um, Florettseide mechanisch zu spinnen, wie zu jener Zeit in Brunnen schon ein Herr Camenzind in Gersau gehörend existierte und bald auch ein gleiches Geschäft von Alioth in Arlesheim errichtet wurde.

Bindschedler & Wild warfen sich mit grösstem Eifer hinter diese neue Branche, die gegenüber der Handspinnerei grosse Dividenden abzuwerfen versprach! Diese zwei neuen Anfänger vereinigten unstreitig alle die Eigenschaften in der Mechanik, im Erfinden und im Pröbeln, dass es nicht fehlen konnte, andere schon bestehende nachzumachen wo nicht zu überholen. Wie es seiner Zeit nach den Anfängen der mechanischen Baumwollspinnerei gegangen ist, bemächtigte sich auch im mechanischen Florettseidenspinnen fieberhaft viele, sich auf dieses Fach zu werfen, die dann aber, weil nicht lebenskräftig, bald genug ins Siechtum gerieten und nach unsäglichen Mühen und Geldopfern den Betrieb wieder aufzugeben gezwungen wurden. Die Handspinnerei, nämlich das Spinnen der Florettseide von blosser Hand, hatte einen ziemlichen Grad von Vollkommenheit erreicht, so dass es mit dem mechanischen Spinnen um so schwerer aufzukommen war, Gewissheiten und Vorurteile spielten dabei schon auch eine Rolle - Lyon und Nîmes, die zwei grossen Konsumplätze damals und nebst andern auch gegenwärtig noch, waren auch besonders massgebend und die Forderungen von daher gingen ins Unendliche!

Posamentrie, Strumpfwirkerei, Lacets (Seidenbänder) und Foulards-Fabrikaten (Seidentücher) verwendeten hauptsächlich die mechanischen Florettgespinnste. Mit den Fortschritten ging es langsam und es gelang nur wenigen, das Feld zu behaupten und einer späteren aber dann guten



Ernte entgegen zu gehen. Zu diesen gehörten die Herren Camenzind in Gersau und Alioth in Arlesheim, so weit in den zwanziger und dreissiger Jahren - Bindschedler & Wild gingen auch Schritt haltend vorwärts. Aus Mietern, wie sie auf der Spinnerei Langenriet waren, brachten sie es in wenigen Jahren zu Eigentum, so dass sie fünf Minuten oberhalb Langenriet die Lokalität kaufen konnten, wo in früheren Jahren eine Baumwollspinnerei gestanden und aber abgebrannt war - ein günstiges Lokal mit bedeutendem Wassergefälle. Dort führten sie ein Fabrikgebäude auf, das seiner Dimensionen halber die Welt in Verwunderung setzte. Aller Augen waren auf diese kühnen Unternehmer gespannt, denn bei den liebenswürdigen Eigenschaften, dem stets köstlichen Humor im gesellschaftlichen Leben, gewannen sie sich alle Herzen.

Mein Bruder Heinrich, wie ich schon früher beschrieben habe, von stattlicher hübscher Figur und geistreich in seinen Witzen, der andere, Herr Wild, ein wahres Original in Spassmacherein, zuweilen bis an die Grenze des frivolen Wesens, waren die Herren des Tages. In dem neuen Fabrikgebäude wurde mit grösster Tätigkeit darauf losgearbeitet, die neue Seidenspinnerei in Gang zu bringen. Die eigen etablierte Werkstätte lieferte einen ziemlichen Teil der Maschinen, wobei Herr Wild speziell betätigt war, während dem Herr Bindschedler hauptsächlich kommerziell leitete und für die Finanzen besorgt sein musste.

In diesem letzteren Punkt waren bei dem Mangel der Vorausberechnung auf richtiger Basis und dem ungestümen Dreinfahren, da man sich in den Ressourcen (Geldmittel) der täglich verdienten bénéfice net (Gewinn) verrechnete, die eigenen Mittel nur zu bald erschöpft. Es wurden gute Freunde in Anspruch genommen, wie beispielsweise der reiche Dr. Staub in Hombrechtikon. Aber auf diesem Weg vermochte es auch nicht in die Länge gehen bei den täglichen grossen Ausgaben der Etablierungskosten dieser so wichtigen Unternehmung im Eichtal. Im Gedränge der Umstände mehr und mehr vertieft, blieb zuletzt kein anderes Mittel übrig einen Ausweg zu finden als sich um einen Kommanditär umzusehen, der sich dann auch in dem Hause G. H. Faesy in Zürich fand, dem dann ein Herr Laroche in Basel mit Kapitalien zur Seite stand. Mittelst diesen Hilfsquellen nun wurde ausgebaut und die Seidenspinnerei so vollständig als es in jener Zeit der Gründung möglich, hergestellt – da es von Seiten des Kommanditärs weit grössere Zuschüsse erforderte als vorgegeben wurde und auch in Wirklichkeit berechnet werden konnte, denn der Betrieb, wenn rationell geführt, erheischte grosse Summen. So war Herr Faesy gezwungen, sich mehr und mehr in das Geschäft persönlich einzumischen und eine Organisation nach strengeren Regeln einzuführen als sich Bindschedler & Wild in ihrer Weise, alles leichthin und flüchtig zu behandeln gewohnt waren. Dieses geschah nach dem heftigen Charakter Herrn Faesys in vollem Ernst und rücksichtsloser Strenge, das dem flüchtigen Wandel von Bindschedler & Wild immer weniger behagen konnte und sie auch wohl zu der Einsicht bringen musste, wohin es am Ende mit einem solchen Zwingherrn führen werde.

Wie schon berührt, kostete dieses Etablissement bis zur kompletten Herstellung und in Betriebsetzung eine enorme Summe. Dasjenige, was Bindschedler & Wild dabei geleistet hatten oder vielmehr konnten, verschwand zu einem kleinen Anteil und da die fühlbare Schwere dieses Unternehmens noch in eine schwierige Zeitepoche, nämlich im Anfang der Dreissiger Jahre fiel, wo die Französische Revolution ausbrach und die Staatsumwälzungen und Wirren in unserem Vaterland zur Folge hatten und das geschäftliche Leben schwer betraf, ist es sich bei der schon bestehenden Missstimmung zwischen B.(indschedler) & W.(ild) und Faesy weniger zu verwundern, wenn die Krisis zu ernstlicher Erörterungen trieb und nur Auflösung der Sozietäts-Verhältnisse führte – wobei Bindschedler & Wild mit so viel wie leeren Händen ausgingen. Dazu musste noch die Verpflichtung eingegangen werden, in der Schweiz kein Geschäft in dieser Branche mehr zu etablieren unter eigenem oder fremdem Namen.

Hier ist das Bild in kurzen Zügen des Lebens und Wirkens meines Bruders Heinrich während etwa sechs Jahren (1824 bis 1831). Mache ich noch eine Schlussbetrachtung, so gilt diese mehr als Warnung für meine Nachkommen. Bevorzugungen des Verstandes, des Herzens und des Körpers,

wie es bei Heinrich der Fall war, sind Gaben der Natur, die hoch zu schätzen sind. Wenn aber noch die Ausbildung derselben hinzukommen, wie es ebenfalls bei Heinrich in genügsamen Masse geschah, so darf der Mensch glücklich und dankbar sein. Heinrich hätte also ausgestattet wie er war mit so viel schönen Vergnügen über manche andere erhaben sein können. Dann kam aber das Missgeschick oder Unglück über ihn, dass er im Jünglingsalter in Kameradschaften und Gesellschaften geraten musste, die für sein ganzes Leben entscheidend waren. Der Hang zu Lustbarkeiten führte zu Flüchtigkeit und zu Unordnung. Dann paarte sich dabei zu grosse Gutherzigkeit, die ihn durchs ganze Leben verfolgte.

Es sind zwar diese Blätter nur den Erinnerungen aus dem Leben hauptsächlich meiner Brüder gewidmet, wobei ich mitverstanden bin. Es mag aber nicht ausser Ort sein, wenn ich hier das weitere Schicksal vom Eichthal auch noch zu Papier bringe. Dieses schöne Etablissement ist ganz in die Hände des Herrn Faesy übergegangen und wurde von ihm mit aller Anstrengung aufs äusserste betrieben. Es wurde dabei viel gepröbelt und in der Fabrikation alle möglichen Versuche gemacht, um dem Verschluss der Produkte ein grosses Feld zu gewinnen. Aber das turbulente Wesen und die Heftigkeit des Herrn Faesy waren nicht sonderlich geeignet, die Geschäfte in ein Gleis zu bringen, das zu erwünschten Resultaten hätte führen können. Nach kaum sechs Jahren ging schon wieder eine Wandlung mit dieser Florettseidenspinnerei vor. Dieselbe kam durch Kauf und Besitz des Herrn Major Zuppinger in Männedorf, der sie in Verbindung mit den zwei Häusern Caspar Escher und Pestalozzi zum Brüneli in Zürich, um den unter aller Kritik wohlfeilen Preis von vierzigtausend alten Zürichgulden erworben haben soll. Der Betrieb hat unter der Firma H. & G. Zuppinger und Comp. stattgefunden. Die Herren Laroche und Faesy mussten bei dieser Operation schwere Einbussen erlitten haben!

Da Herr Zuppinger seit vielen Jahren in Männedorf mit Kämmeln und von Hand spinnen lassen sich beschäftigte, indem er für Rechnung ebbenannten zwei Zürcher Häuser als Fergger die Seidenabfälle zur Verarbeitung ausgab, war im Fach der Florettseide schon so bewandert, dass der Übergang zur mechanischen Spinnerei ihm bedeutend erleichtert wurde. Es machte auch unter dieser einsichtigen und strebsamen Teilung das Geschäft gute Fortschritte mit Sekundierung seines Sohnes Julius und Herrn Bischoff als Tochtermann, die dann, nachdem der Vater sich zurückziehen musste, infolge wiederholter Krankheitsanfällen, sich den Herren Kommanditären zu entledigen suchten. Seither scheint die Zeit der Prosperität im Sinken und stetem Schwinden gewesen zu sein. Es wurde immer mehr reduziert. Heute scheint dieses einst so blühende und unter die gut situierten Etablissements gezählte Fabrikgeschäft nur dem Namen nach dahin gezählt zu gehören. Auch hier wäre Stoff genug zu Schlussbetrachtungen. Ich will aber dieselben lieber andern überlassen, es steht mir so etwas nicht an!

Meine an Handnahme der Spinnerei und Geschäftsleitung in Feldbach fiel ins Jahr 1824. Kenntnis in Baumwolle und allen Sorten Gespinnste hatte ich Zeit und Gelegenheit genug mir im Hause Tobler & Bindschedler aufs gründlichste anzueignen. Im Fach des Spinnens war es weniger der Fall, da ich zwar dasselbe wohl im väterlichen Hause durchmachte aber zu jugendlich, eben im 13. Altersjahr, davon wegkam. Es fehlte also bloss wieder ein rechter Machkursus, wozu die täglichen Übungen, verbunden mit Eifer und Fleiss, das beste Mittel boten. Dies geschah, ohne das noch Notwendigere, in den Skripturen Ordnung zu schaffen, hintenan zu setzen. Es befriedigte meinen Vater so, dass er oft und gern wieder zur Kontrolle nach Feldbach kam und mich ungestört nach meinen Einsichten machen liess.

Der Verkauf der Garne oblag auch mir. Da damals mittels Korrespondenz noch wenig zu machen war, von Platzagenten noch weniger eine Spur, so mussten periodische Reisen in die Absatzgegenden wie ins Toggenburg, nach St. Gallen oder ins Glarnerland unternommen werden, die ich also auszuführen hatte. So brachte ich das Geschäft in einen geregelten und nach Umständen lukrativen Gang und ich war dabei selbst zufrieden und vergnügt. So vergingen einige Jahre. Da

ereignete sich etwas, das scheinbar sehr gut, später aber einen bedenklichen Ausgang nehmen sollte.

Im Fabrikhaus Georg Wagner auf Ebnat im Toggenburg war ein junger Mann (Würtemberger) zur Lehre der Fabrikation. Daneben machte er den Hauslehrer der zwei Wagner-Söhne. Diesen J. Schneckenburger lernte ich auf meinen Geschäftsreisen so kennen, dass ich nach und nach mit ihm befreundet wurde. Seine Geschicklichkeit und allgemeine Bildung imponierte mir sehr, sodass mir das Wiedersehen jedes Mal eine Freude wurde. Der Besuch machte meinem Freund grosse Freude. Den Einblick in eine Spinnerei zum ersten Mal, die schöne Gegend samt dem Zürichsee und der Aufenthalt in Männedorf bei meinen Eltern übten einen Reiz und Anzüglichkeit aus, dass es zu intimer Freundschaft zwischen uns führte. Er konnte seinem Wunsch, seine Stellung zu ändern, nicht wiederstehen darin Ausdruck zugeben, ob und wie es möglich wäre, sich unserem Geschäft anzuschliessen. Diese vertraulichen Mitteilungen gaben zunächst die Veranlassung, dass wir beide miteinander in seine Heimat reisten. Der mehrtägige Aufenthalt in dortiger Gegend überzeugte mich, dass mein Freund aus der angesehensten und vermögendsten Familie Thalheims stamme. Sein Vater, das Amt des Schultheissen bekleidend, war schon deshalb die erste Persönlichkeit im Ort. Dieses Vorrecht verdiente er nicht umsonst.

Herr Tobias Schneckenburger schien und war in der Tat ein berechneter, kluger Mann. Die Mutter war auch eine äusserst haushälterische Frau. Der zweite Sohn studierte an der Universität Tübingen Theologie und war, nach allem was man hörte, von hervorragendem Talent. Er gab schon ehe seine Studien vollendet waren eine Schrift im Druck heraus über wahres Christentum «Controversen» von den Reformatoren, die Aufsehen machte. Er avancierte in kurzer Zeit zum Professor, als solcher er später auf der Universität Bern fungierte. Die Rückkehr ging über Männedorf. Mein Vater fand auf meinen Bericht hin an dem aufgeklärten jungen Schneckenburger und dessen offenem geistreichen Wesen besonders Wohlgefallen. Es hielt daher nicht schwer, seine Einwilligung für das Projekt einer Sozietätsverbindung zu erlangen, nachdem man ihm, als erfahrenen Mann, die Bedenken, die er entgegensetzte, auf alle Weise zu beseitigen sich bestrebte. Die Gesellschaftsverbindung vollzog sich in kurzer Zeit.

Jakob Schneckenburger installierte sich in Feldbach und die erforderlichen Formalitäten, wie üblich in solchen Fällen, gingen vor sich. Während des ersten Besuches schon, jedenfalls bei den etlichen folgenden, ehe Schneckenburger Ebnat ganz verliess, musste er ein Auge auf meine Schwester Luise geworfen haben. Sie führte das Hauswesen in Feldbach. Nach kaum einjährigem Aufenthalt bewarb er sich um ihre Hand. Sie wurde ihm nicht verweigert, so wie auch von Seiten seiner Eltern die Bewilligung eben so bereitwillig erteilt worden war. Der Akt vollzog sich unter guten Auspizien!

#### 2.4 Baumwolle und Garne

Wir zwei, mein Schwager und ich, hatten nun die Rolle für diese kleine Fabrik zu verteilen und wie es die natürliche Folge von selbst ergeben musste, wurde mir der technische Teil - also die Leitung der Spinnerei - übertragen, wogegen er das Kommerzielle zu besorgen hatte. Damit er, Schnekkenburger, nicht Mangel an Beschäftigung habe, so wurde in Baumwolle und Garnen getrieben. Diese neue Organisation war keine solche, der man von vornherein die Prognostik als verfehlt hätte stellen können. Nein, durchaus nicht! Es mussten ganz andere Zwischenfälle eintreten, um das mit gutem Recht gehoffte zu zerstören, denn es fehlte zum Betrieb weder an materiellen noch an intellektuellen Kräften! Der Feind und Zerstörer des Glücks kam von ganz anderer Seite. Schneckenburger, als Deutscher, war sich das Biertrinken gewöhnt, das damals bei uns noch wenig Sitte war. Er liess nun dieses Gebräu Fassweise von aussen her kommen, ergab sich dem Genuss desselben unvermerkt, immer mehr und mehr, so dass im Verlauf zweier Jahre der Bier-

krug nebst Schwabenspätzli vom Morgen bis in die Nacht beständig auf dem Tisch stand und nebst Schweizerzeitungen auch verschiedene deutsche haltend sich ganz dem Leben und Trinken hingab. Der gross und dabei schlank gewachsene Mann wurde infolge dieser Unmässigkeit so aufgeschwollen und fett, dass es jedermann auffallen musste. Er blieb auch mit wenigen Ausnahmen und nur, wenn ihn die Lust ankam, seinen Freund Kirchmeier in Stäfa zu besuchen, stets und eben nur am Schenktisch bei Hause. Mit diesem unmässigen Genuss paarte sich Stumpfheit und Trägheit; zu besorgen habende Skripturen in den Büchern, so wie die Korrespondenz, wurden vernachlässigt und es litt das ganze Geschäft, wie zu erwarten war, darunter.

Ich glaubte anfänglich diesem bösen Hang Eintrag tun können, aber alle Meinung auf eine Umkehr war umsonst. Ich beklagte mich ganz gewiss bei meinem Vater. Aber wenn er dann nach Feldbach kam, so wusste der Tochtermann ihm so zu schmeicheln und Sachen plausibel zu machen, dass wieder alles beim Alten blieb. Ich konnte nicht länger zusehen. Ein unbezwingbarer Widerwille bemächtigte sich meiner. Meine Tätigkeit wurde gelähmt, Vorwürfe gegen mich selbst bemächtigten sich meiner, wenn ich überdachte, dass der Urheber dieser Zustände ich ja selbst sei, indem ich zur Einführung dieses Menschen die Veranlassung war. Die Vernunft gebot mir, da ein längeres Zusammenwirken unmöglich war und der Vater entscheidend aufzutreten weder mochte noch wollte, dass ich den Vertrag so löste, mich selbst zum Opfer bringend und den Austritt nehmend. Das war eine schwere Zeit für mich und von harter Prüfung.

#### **2.5** Zurück in Männedorf (1828) – Reise nach Italien

Ich zog mich vorderhand in mein Elternhaus nach Männedorf um Ende 1828 zurück, um da über das Unbeständige und Wandelbare dieser Welt meine ersten Studien zu machen, indem dann natürlich Beratungen mit den Meinigen, namentlich den Brüdern, gepflogen wurden. Während dieser freiwilligen Verbannung traf es sich, dass mein Bruder Heinrich eine Reise nach Italien machte, der ich mich umso lieber anschloss, als er mir im Vertrauen mitteilte, dass da für mich vielleicht etwas zu finden sei, was für meine Zukunft gute Aussichten verspreche. Es sei von einem Bündner, namens Josti aus Madulein im Engadin, der als Konditor in Berlin Reichtümer gesammelt, vor Jahren eine mechanische Baumwollspinnerei in Chiavenna errichtet worden. Dieser stehe gegenwärtig ein ihm bekannter Mann von Stäfa, namens Ryffel, als Aufseher vor. Von diesem wisse er, dass diese Spinnerei vielleicht pachtweise zu bekommen wäre, da der Eigentümer Josti ganz ohne Kenntnis mit dem Spinnfach und die meiste Zeit in Berlin zubringend, sich gerne wieder davon entledigen würde. Nach aller Beschreibung glaube er, Heinrich, dass dieses Geschäft von etwa 3'000 Spindeln sich viel zweckmässiger und daher gewinnbringend würde betreiben lassen.

Solche Aussichten gleich einer Oase in der Wüste dem Reisenden, der sich nach Erquickung sehnt, musste auch mir dieser schimmernde Punkt in der Ferne ermutigend auf mich wirken.

Die Abreise ward auf Pfingsten 1829 festgesetzt und so auch angetreten. Man fuhr nach Chur und von da ab machten wir den Weg meistens zu Fuss. Noch erinnere ich mich lebhaft genug, mit welcher Freude ich von der Splügenhöhe herunter zum ersten Mal den italienischen Boden betrat. In Chiavenna glücklich angelangt, begaben wir uns gleich nach der Fabrik, die ausserhalb der Stadt an den Ufern der Neira gelegen war, der mit unserer Sihl zu vergleichen ist, also ein oft Gefahr bringender Fluss. Das Besichtigungsobjekt fand sich ungefähr vor, so wie es meinem Bruder Heinrich beschrieben worden, - die Bauart italienisch - Stiegen und Böden von Stein, Fenster und Türen flüchtig, gegen Kälte nicht sehr schützend. Die Maschinenwerke passabel, nicht von ältester Konstruktion, konnten bei rationeller Behandlung und Betrieb für gröbere Nummern wie damals der Verkauf in Italien war, ganz gut verwendet werden. Es wurde nun mit Aufseher Ryffel verabredet, gleich am folgenden Morgen nach Madulein aufzubrechen, wo gerade Herr Josti noch anwesend zu finden sein werde. Ein Bergwägelein mit gutem Pferd brachte uns hinauf über den Maloja nach



dem damals noch wenig bekannten hochgelegenen, heute nun weltberühmten Engadin. In St. Moritz wurde das Nachtquartier bei Dr. Wettstein, einem Zürichbieter aus Dübendorf stammend, genommen. Die Quellen besuchten wir auch unten im Talgrund, welche noch unter Dach eines einfachen Hüttchens zu finden waren. Am folgenden Morgen ging's rasch nach Madulein, wo wir wirklich Herr Josti zu Hause antrafen. Nachdem er den Zweck unseres Besuches von seinem Aufseher vernommen und angehört hatte und wir ihm unser Begehren selbst wiederholten, sprach er sich dahin aus, dass er wohl einsehe, dass das Spindeletablissement in Chiavenna in der Weise, wie dasselbe jetzt (er arbeitete nämlich mit einem Mailänderhause à discretion) betrieben werde, nicht in die Länge so fortbestehen könne. Weil mehr als je die Hoffnung schwinde, aus seiner Familie einen Nachfolger und wirklichen Betriebsübernehmer zu finden, so müsse er sich eben entschliessen, die erste Gelegenheit, einen Kaufliebhaber zu begegnen, zu benutzen, wenn nicht allzu grosse Opfer seinerseits gebracht werden müssen. Von pachtweiser Überlassung wollte er noch nichts hören. Damit war die Audienz geschlossen und wir wurden aufs Freundlichste verabschiedet.

Nun wurde die Rückkehr nach Chiavenna wieder angetreten, weniger vergnügt für mich wie zu begreifen ist, als bei der Hinreise, da ich mich schon in schönen Hoffnungen wiegte. Unterwegs berieten wir uns, ungeachtet dieses Bescheides, auf alle Weise, ob wir nicht unser Ziel dennoch erreichen könnten. Man verabredete darüber mit Aufseher Ryffel, dem beauftragt wurde, mit seinem Herrn aufs Neue anzuknüpfen und uns über die Unterhandlungen Bericht zu erstatten. Wir setzten unsere Reise weiter nach Mailand gerade in der schönsten Jahreszeit fort. Sie war eine stete Überraschung in diesem Garten. Und dann besonders die Stadt mit ihrem herrlichen Dom überraschte mich über alles Erwarten. Heinrich hatte schon Handelsverbindungen in Mailand und für den Fall, dass ich zur Betreibung der Spinnerei in Chiavenna gelangen würde, besuchten wir auch Handlungshäuser, die in Baumwolle und Garnen machten, um auf Basis dieser Informationen richtige Kalkulationen anstellen zu können.

Wir logierten im Albergo Conradi, damals Hotel ersten Ranges, wohin ich an Madame ein Empfehlungsschreiben von Frau Kirchmeyer in Stäfa, deren Freundin, mitbrachte, das uns sehr zustatten kam.

Nach vierzehntägiger Abwesenheit kehrten wir wieder in unsere Heimat zurück, den Weg über den Gotthard nehmend. Die Witterungsverhältnisse markierten sich auf dem Berg darin sehr, dass auf italienischer Seite schönes Wetter mit klarstem Himmel existierte, auf der anderen Seite dagegen war's trüb und regnerisch.

Zu Hause in Männedorf war ich jetzt auf der Warte der Dinge, die man wünscht, dass sie kommen sollen und nach Überlegungen und Berechnungen war der Wunsch nur stärker geworden, in irgend ein Vertragsverhältnis zur Übernahme und Betrieb der Spinnerei in Chaivenna gelangen zu können. Musste ich nicht deshalb in nun fast fieberhafte Aufregung über den Ausgang kommen? Die Zuversicht, dieselbe ebenbürtig den Schweizer Spinnereien auf gleiche Höhe in Quantität und Qualität der Produkte zu fördern, konnte keinen Zweifel unterliegen. Ich besass durch und durch praktische Kenntnisse im Spinnfach und ich war nicht weniger dem kommerziellen Meister und der italienischen Sprache mächtig.

Diese Letztere, wie früher erwähnt, erlernte ich in Zürich grammatikalisch und hatte ich Gelegenheit, sie später praktisch zu üben. Es kam nämlich zu jener Zeit, als mein Vater noch die Spinnerei Langnau hatte, ein junger Italiener dahin, um Arbeit zu suchen. Heinrich stellte ihn an und wies ihn in die Karterei, wo er sich als fleissiger Arbeiter hervortat und nach und nach befördert wurde, teils zum Karten schleifen und teils für die Aufsicht. Er verstand anfänglich kein Wort Deutsch und konnte daher einzig mit meinem Bruder sprechen. Beim Verkauf der Spinnerei zog man ihn nach Feldbach, wo er dann eben unter meiner Botmässigkeit zu stehen kam. Ich profitierte von der Gelegenheit und sprach stets mit ihm in Italienisch. Dieser junge Italiener präsentierte sich unter falschem Namen und Herkunft. Er war nämlich Flüchtling und aus dem Tessin. Sein richtiger

Seite 22 von 91

Name war Giovane Toricelli. Er hatte das Unglück, in einem Raufhandel wegen einer Liebschaft seinen Rivalen tödlich zu verwunden und konnte sich aber durch schnelle Flucht über die Grenze der Strafe entziehen. Erst nach drei Jahren konnte ihm dieses Geheimnis entlockt werden. Er blieb im Ganzen 14 Jahre in unseren Diensten und verhielt sich während der ganzen Zeit als der treueste und fleissigste Angestellte. Man darf also wohl sagen, so habe er gesühnt, was er in einem unbesonnenen Augenblick verbrochen. Es gebührt daher auch diesem Menschen hier eine kleine Erinnerung wegen seiner Treue und ausserordentlichen Anhänglichkeit.

Ich muss wohl nachholen, dass wir, Heinrich und ich von Mailand aus den Retourweg über Sesto Calende und den Lago Maggiore hinauf nahmen, in Intra landeten und einen Jugendbekannten namens Oettiker von Männedorf aufsuchten, den wir aber erst in dem nahen Palanza fanden, wo er sich mit Baumwollwatten-Fabrikation beschäftigte. Wie wir bemerken konnten, mit sehr gutem Erfolg. Dieser erwies uns viel Freundschaft, führte uns in die nahe bei Palanza gelegene Herren Müller von Zofingen gehörende Baumwollspinnerei, wo wir auch noch eine Landskraft antrafen, Namens Billeter von Männedorf, Schreiner von Perfektion, führte er als geschickten Mann die Meisterschaft in der Werkstätte. Sein Sohn, später nach Männedorf zurückkehrend, war der Kunstoder Portraitmaler Billeter und der gegenwärtige Musik- und Gesangdirektor Billeter in Burgdorf der Grosssohn. Es versteht sich, dass wir bei diesem Anlass auch die in der Nähe befindlichen Boromäischen Inseln besuchten und ich besonders darüber entzückt war.

Herr Oettiker, von dem wir uns dankbarst verabschiedeten, ist also der, welcher nicht lange nachher die Baumwollspinnerei in Intra erbaute, teils mit eigenen Mitteln, grossenteils aber mit Unterstützung von Seiten seiner Schwiegereltern Schäppi in Horgen und der nebst Vorzüglichkeit im Spinnen in der Baumwolle so glücklich operierte, dass er zum reichen Mann wurde. Von braven Leuten in Männedorf abstammend, jedoch ohne Vermögen, hatte er auch bloss den sehr dürftigen Unterricht der Dorfschule ohne weitere Ausbildung erhalten. Aber mit seinem gesunden Verstand und lebensmutigen Sinn konnte er gleichwohl von der untersten Stufe der Leiter bis hoch hinaufsteigen! Später komme ich in den angenehmen Fall, mehr von ihm zu erzählen.

In Männedorf, auf meinem väterlichen Gut, wartete ich also nach der Verabredung mit Aufseher Ryffel auf seine Berichte über die Unterhandlungen mit seinem Patron. Es kamen aber keine definitiven sondern nur verzögernde. Herr Josti konnte zu keinem Entschluss gebracht werden, sondern verhielt sich lieber in abwartender Stellung.

Diese Inaktivität meinerseits war peinlich wegen der Ungewissheit, in der ich mich befand. Da kam vom Hause Tobler & Bindschedler in Zürich, respektive von meinem Bruder, der Antrag, dass ich wieder in dasselbe eintreten könne. Was blieb nun für mich, fast mutlos gewordenen, zu tun übrig? Hier offene Tür, dort glänzende, aber vor der Hand nicht erfassbare Schlösser! Ich erwählte das Gute und liess das ungewisse Bessere bei Seite! Mit innerem Ingrimm aber verstandesgemäss äusserer Zufriedenheit nahm ich die Hand, die mir gewiss so liebevoll geboten wurde. Mitte des Jahres 1829 trat ich wieder da ein, wo ich durch gebieterische Umstände gezwungen wurde, fünf Jahre früher auszutreten.

#### **2.6** Tobler & Bindschedler – Aufenthalt in Genf (1829)

Seit jener Zeit waren die Verhältnisse im Hause Tobler & Bindschedler andere, das heisst grössere geworden. Die gute, liebe Frau meines Bruders lebte nicht mehr, dafür arbeiteten auf dem Büro zwei Commis und zwei Apprentis. Diese liebe, gute, unersetzliche Frau starb anno 1829, dreissig Jahre alt, nach schmerzvollster Krankheit an Jostruktionen (?). Der Schmerz meines Bruders über diesen Verlust war ein unendlicher und die dadurch geschlagene Wunde erst nach Jahren heilbar.



Ebenso, ja noch grösser, wurde diese entstandene Lücke von den Eltern Herr und Frau Tobler empfunden. Drei mutterlose Waisen waren da als treues Andenken für die Hinterbliebenen:

Friedrich Rudolf geboren anno 1819 Elisa geboren anno 1825 Emilie geboren anno 1828

Ich musste mich anfänglich den anderen Angestellten anreihen und gleichsam wieder eine Schule durchmachen, bis ich eingearbeitet entsprechender gestellt wurde. In Genf hatten wir einen grossen Abnehmer für die Leinen- und Wollartikel, Veuve Eymar Fils & Rey. Die Meinung war nun, diesen westlichen Teil der Schweiz weit besser ausbeuten zu können, wenn man sich mehr dafür interessieren würde. Es lag in der Absicht dies so zu tun, dass man mich nach Genf gehen liess um erstens mich mit der französischen Sprache besser vertraut zu machen, wobei ich zu diesem Zweck oben erwähntem Hause täglich Besuche machte, indem ich auch manchmal auszuhelfen und auf diese Art Gelegenheit hatte ins Praktische dieses lebhaften Verkehrs hineinzukommen. Hierauf machte ich, ausgestattet mit einer Kollektion Muster, Ausflüge dem Genfersee nach, um eine Clientelle aufzusuchen und Verbindungen anzuknüpfen. In Genf war ich in Pension bei Madame Joly in der Rue Basse im Maison Mellerin. Madame Joly hatte einen schon älteren Sohn, bei dem ich Französisch-Unterricht hatte. Es waren auch noch zwei junge Herren aus St. Gallen in der gleichen Pension, um ihre Studien zu machen. Der eine, namens Hungerbühler, später in die Regierung gewählt und zum Landamann geworden. Der andere, Herr von Scherrer aus patrizierscher Familie. Im späteren Leben trafen wir uns etwa noch, wo ich dann Gelegenheit hatte zu beobachten, wie verschieden es oft mit den menschlichen Geschicken gehen kann. Der erste dieser jungen Männer nämlich, aus sehr bescheidener Familie vom Land, stieg zu den höchsten Würden des Staates, während der zweite in die Arena des industriellen Kampfes herabstieg und seine Existenz suchte.

Nach ungefähr halbjährigem Verbleiben in Genf in der bescheidenen Beschäftigung, kam Ordre zur Rückkehr, die eine sehr angenehme war, weil meistens zu Fuss in kurzen Tagesmärschen. In Zürich war meine Aufgabe mehr der Leinen- und Wollwaren-Handlung gewidmet. Ich glaube, auf den Wunsch von Herrn Tobler, weil er mir schon in meinen Lehrlingsjahren ganz besonders gewogen war. Wahrscheinlich hoffte er, diese Branche mit meiner Hilfe wieder besser zu Ehren oder Ansehen zu bringen, als es durch seinen Tochtermann geschah, dessen Schwerpunkt nur in Baumwolle und Garnen lag. Ich hätte auch zu lieb des Herrn Tobler diesen Willen nachgelebt. Ich würde nicht schlecht operiert haben, da diese Art Geschäft mit zeitgemässen Artikeln vermehrt, viel Geld verdient und heutigen Tages noch nicht zu den schlechteren gehört.

Aber auch dieses Mal musste es anders kommen und sich die Wohltat der Pläne für meine Zukunft aufs Neue durchkreuzen! Mein guter Vater war wieder in eine Notlage gekommen, sodass er genötigt war, an seinen ältesten Sohn in Zürich zu appellieren. Nach meinem Weggehen von Feldbach und dem alleinigen Überlassen der Spinnerei an Schneckenburger änderte sich dessen verwerfliche Genusssüchtigkeit nicht. Sie änderte sich nicht nur nicht, sondern sie steigerte sich eher noch mehr. Es kam mit seiner Bequemlichkeit und Faulheit so weit, dass er fast ausschliesslich die Garne einem Kommissionär in Augsburg zum Verkauf in Konsignation sandte und auf denselben trassierte. Somit war er diesem, wie man zu sagen pflegt, mit Leib und Seele verbunden und musste sich die willkürlichen Verkaufsrechnungen gefallen lassen. Dass das Geschäft darunter anstatt Gewinn abzuwerfen ins Gegenteil fiel und auf geradestem Weg zum Ruin führte, war offenbar!



#### 2.7 Verkauf der Spinnerei in Feldbach (1834)

Der gute aber in diesem Fall schwache Vater sah es leider erst zu spät ein. Es war eine Wiederholung der Geschichte mit Heinrich vor sechs Jahren. Nun musste über diese Kalamität natürlich Rat gehalten werden, dessen Endresultat dahin lautete, dass, gleich wie früher, kein anderer Ausweg zu finden sei, als mich wieder nach Feldbach zu versetzen, um gut möglich Ordnung zu schaffen und die Spinnerei in rentablen Betrieb zu bringen, eine andere Wahl blieb gar nicht übrig!

Ich weiss noch wohl, wie ich in Feldbach einzog und was für ein Spektakel es absetzte, bis Schneckenburger den Platz geräumt und abgezogen war. Er liess sich in Stäfa nieder, um da Garnhandel zu treiben.

Haben wir nicht bei diesem stürmischen Wechsel und Auftritt, unsere Schwester, Schneckenburgers Frau, bedauern sollen, denn sie war brav und recht aber ihrem Mann so anhänglich, dass sie seine Fehler und Schwächen weniger hoch anschlug und ins Exil willig folgte.

Kaspar, mein Bruder, war mit Feldbach mehr oder weniger in Fühlung. Als Bindschedler & Wild vom Langenriet in das neue Etablissement im Eichtal gezogen waren, übernahm Kaspar den Betrieb dieser Spinnerei, anderen «à façon» arbeitend.

Nach vieler Mühe, die Ordnung in Feldbach herbeiführend, gelangte ich auch zu einem Status, der eben mehr betrübend ausfiel und uns nicht wenig in Schrecken versetzte, so hatte der Tochtermann Schneckenburger in ein paar Jahren gehaust. Bei solch einer traurigen Sachlage konnte das Geschäft nicht länger fortgesetzt werden. Es berief einen grösseren Familienrat ein, dem auch der Vater Schneckenburgers gern oder ungern beizuwohnen genötigt wurde. Mein ältester Bruder Rudolf in Zürich bemühte sich aufs eingehendste, die Sache zu untersuchen, zu prüfen und so klarzulegen, dass Widerstand gegen seinen Verteilungsplan im Tragen des Defizits unmöglich wurde. Der vermögende Vater Schneckenburgers musste sich herbeilassen, die Hälfte der ungedeckten Schulden zu bezahlen und sich dabei noch sehr zufrieden stellen, war es ja niemand anderes als sein Sohn, der an der Misswirtschaft einzig allein Schuld und Ursache gewesen ist.

Die Spinnerei, wie mein Bruder es dafür hielt, unter dem reellen Wert geschätzt, wurde Kaspar so überlassen, dass wir auch an den zu deckenden Schulden partizipieren mussten, während er und Vater den Rest übernahmen.

Hier ist in kurzen Zügen ein schwerwiegendes Familienstück, das ich in diese Erinnerungsblätter aufzunehmen umso weniger Anstand finde machen zu sollen, als es auch nichts schaden kann, die Reversseiten zu warnendem Beispiel aufzuführen. Kaspar trennte sich in kurzer Zeit von mir und schon vorher trat er auch die Spinnerei Langenriet wieder an die Eigentümer Wild & Comp. ab und siedelte nach Neu St. Johann über, um dort eine auf Aktivität wartende Baumwollspinnerei, die im Herbst 1831 auch wegen Rückschlägen geschlossen wurde, pachtweise zu übernehmen.

In Feldbach hatte ich jetzt eine ziemliche Bürde allein auf meine Achseln zu nehmen. Unter Berücksichtigung dessen und weil ich nun zum zweiten Mal die Karriere ausser allem Zweifel einer gesicherten Zukunft zu verlassen durch dringendste Umstände genötigt wurde, so ist im Einverständnis der Familie verordnet worden, dass das väterliche Gut in Männedorf nach einstigem Ableben meines Vaters mir zufalle. Dafür wurde ein Familienvertrag aufgesetzt von allen Brüdern unterzeichnet. Ich war jetzt nach solchen Vorfällen allein auf dem Posten in Feldbach. Es bewegte mich ein Gefühl etwelchen Stolzes im Bewusstsein dieser eigenen Selbstständigkeit. Dann aber, bei nüchternem Nachdenken und dieser Pflichten, die mir oblagen, doch auch tiefes Bedenken. Aber der jugendliche Mut, die Unerschrockenheit, Schwieriges zu überwinden, hielten mich aufrecht. Ich organisierte das Spinngeschäft wieder auf dem gleichen Fuss, wie es früher



gewesen ist. Ich suchte den Absatz direkt bei den Fabrikanten, um die höchsten Preise zu erzielen, verbesserte namentlich die Maschinen und strebte fast unermüdlich vorwärts, indem ich sie auch vermehrte. Es geschah dann etwas unwillkürlich, dass ich zwischen meinem Spinnlokal und anderen neu entstandenen, in allen Beziehungen verbesserten Etablissements Vergleiche und Berechnungen anstellte. Ich musste denn leider einsehen, dass ich in dieser Lage und bei bloss 2'600 Spindeln meinen Mitkonkurrenten nie zur Seite kommen könne.

Zwei Jahre rang und kämpfte ich so, bis dass ich zur vollen Überzeugung gelangte, dass man es hier nie und nimmer auf einen grünen Zweig bringen werde. Ich machte kurz und fasste den ausser mir niemandem vertrauten Entschluss, bei zufällig günstig eintretender Gelegenheit zu verkaufen. Vorher aber alles in schönen und guten Zustand zu bringen und dann, was von besonderer Wichtigkeit war und geeignet eher Liebhaber anzuziehen, bestand in einem unbenutzten Gefäll, das in dem langen Zulaufkanal noch ausgebeutet werden konnte. Damit war, es versteht sich, nebst Landankauf und neuer Anlage des Kanals, auch ein neues Wasserwerk verbunden. Kosten, die schon ins grosse liefen aber in der Tat bedeutend mehr aufwogen.

Seit meinem Antritt der Spinnerei waren meine Augen auf das Eichtal gerichtet, wo Bindschedler & Wild mit Einrichtung und Betrieb der Florettseidenspinnerei in vollster Tätigkeit begriffen waren und nach allem zu urteilen - trotz ihren Verschwendungen nicht nur an Geld sondern auch an Zeit, indem sie zu viel auf der Fahrt waren - doch glückliche Geschäfte machten, sonst würden sie ja gewiss nicht das nach Plan gross ausgeführte Etablissement im Eichtal unternommen haben. Ihre Kräfte waren dabei freilich weit überspannt. Wenn diese Herren auch diejenigen Leute gewesen wären, denen man nicht hätte vorhalten können, weder an zu grossem Aufwand - denn sie fuhren herrschaftlich aus, andere Pferde als Mecklenburger taten es nicht mehr - und eben Zeitverschwendung, so würden sie dennoch in Verlegenheit geraten sein, hätten sich aber bei möglichsten Ersparnissen, dem Zusammenhalten der kostbaren Zeit und dem bei guten Tugenden und Eigenschaften niemals entschwindenden Kredit, vorkommende kritische Moment, überwinden können, um niemals in solche Hände fallen zu müssen, die sie auf die Gasse setzten.

Also darauf richteten sich meine Gedanken und bei dem steten Wohlwollen Heinrichs durchs ganze Leben gegen mich, welches Zeugnis ich noch hier anerkennend ausdrücke, gestattete es nicht nur, er ermunterte mich, einen kleinen Anfang in der Feinkämmerei in Feldbach, ohne Beeinträchtigung der Baumwollspinnerei, zu machen. Die nötigen Anleitungen zur Herstellung der Dambouren, Pressen und übrigen Werkzeuge liess er durch seine Mechaniker geben. So kam ich in die Lage. ein kleines Nebengeschäft in Feldbach einzuführen, das mir nicht zu verachtende Prozente abwarf. Ich arbeitete für Herr Major Zuppinger in Männedorf «à façon». Später, als Bindschedler & Wild gleich einem Phänomen vom Horizont verschwanden und untergingen, machte ich einen weiteren Schritt in der Florettbranche, auch wieder ohne Benachteiligung der Spinnerei Feldbach. Ich mietete in der Mühle im Teufental bei Egg eine Räumlichkeit, die zu einem Arbeitssaal eingerichtet wurde. Dorthin etablierte ich ein kleines System von Maschinen von Dechetsstumpen (schöner langer Damburseide) und hatte zu dessen Verwaltung einen Bekannten, der im Eichtal gedient hatte. Ein ehrlicher, braver Mann namens Schweiter, auch von Männedorf stammend. Dieses Geschäft marschierte ordentlich und arbeitete auch für Hr. Zuppinger. Diese Filiale, etwa eineinhalb Stunden von Feldbach entfernt, besuchte ich fast regelmässig zweimal in der Woche und es wurde diese Entfernung zu Pferd in dreiviertel Stunden zurückgelegt.

Mein zurzeit genommener Entschluss, die Spinnerei Feldbach zu verkaufen, blieb ohne Schwanken aufrecht. Da hier erstens eine Ausdehnung nicht mehr möglich war und zweitens war das Fabrikgebäude aufs unzweckmässigste gebaut. Es war viel zu schmal und Spinnstühle über 240 Spindeln konnten nicht platziert werden. Die Stockwerke waren zu niedrig und dann aber in letzer Linie der Bau ohne Rücksicht auf Solidität aufs Flüchtigste ausgeführt. Auch die äussere Form war auch nichts weniger als ästhetisch. Ich gab jetzt nach Vollendung der vorgehaltenen Verbesserungen und Erneuerungen, die bis gegen den Sommer 1834 sich erstreckten, auf verschiedene Seiten an vertraute Leute Auftrag, bekannt zu machen, dass die Spinnerei Feldbach zu verkaufen

sei, indem der Besitzer sich ins Ausland begeben wolle. Diese Ausgebote und das Bekanntwerden überhaupt hatten guten Erfolg. Es kamen nacheinander drei Liebhaber und ohne mich fest über eine Forderung auszusprechen, horchte ich über Stimmung und Kauflust derselben. Und ohne sich unter einander zu kennen, nicht einmal zu rechnen, konnte auf diesem Weg eine erhebliche Steigerung zustande gebracht werden.

Endlich, im August 1834, wurde sie einem Fabrikanten Senn in Fischental zugeschlagen, ohne die Seidenwerke, um die Summe von 32'500 alten Zürichgulden (in Fr. 72'500) auf Martini anzutreten. Auf dem Gewerk hafteten 22 sm, dagegen musste ich an den Kauf an Zahlung nehmen: Ein kleines Fabrikgebäude in Edikon bei Dürnten, in welchem Herr Senn Baumwolle gesponnen aber wegen zu schwacher Wasserkraft auf wenige Stühle beschränkt war, um 4'000 Gulden. Dann hat er den Käufer ferner bedungen, dass ich dafür zu fragen habe, dass ihm keine Kapitalien gekündet werden vor sechs Jahren.

Dieser letztere Vorbehalt gab mir viel zu schaffen. Die zwei Kreditoren wollten nur gegen doppelt gute Bürgschaft eintreten. Ich ging mit meinem Bruder in Zürich zu Rat. Von sich aus wollte er nichts tun und andere konnte und wollte ich nicht hineinziehen. Da drang ich auf Käufer Senn, sein in Fischental besitzendes Heimwesen, das unverschuldete war, zum Pfand zu geben, zu welchem er sich endlich nach vieler Mühe entschloss, nachdem ich ihm gedroht hatte, den Kauf wieder rückgängig machen zu wollen. Wäre dieser Zwang von meiner Seite nicht geschehen, so würde die Spinnerei nach etwa fünf Jahren mir wieder zugefallen sein und in welchem Zustand? Denn der Mann kam in Konkurs.

Mein Plan für das zu übernehmende Fabrikgebäude in Edikon war zum Voraus gemacht. Ich zog dahin, samt Feinkämmerei in Feldbach und die kleine Seidenabfall-Spinnerei in Egg.

Dieser Maschinenzuzug von Feldbach und Egg füllte das Gebäude in Edikon fast vollständig und formierte zusammen eine kleine Spinnerei für einen Anfänger, womit bei kundiger Leitung etwas zu verdienen war. Mir aber konnte ein so kleines Geschäft in die Länge nicht behagen und war daher von Vornherein mein Trachten dahin gerichtet, auch dasselbe zu verkaufen.

#### 2.8 Florettseidenspinnerei

Als junger, tatkräftiger Mann und nur auf meine eigene Person angewiesen, also ledig, hatte ich Lust, mich um eine Stelle zu bewerben, die vom König von Neapel ausgeschrieben worden. Er liess nämlich in Palermo eine Baumwollspinnerei errichten. Dafür wurde ein Schweizer als Direktor mit Aussicht auf bedeutendes Gehalt gesucht, man habe sich, aber nur mit guten Zertifikaten über Leistungsfähigkeit versehen, an die königlich Neapolitanische Gesandtschaft in Baden residierend, persönlich zu adressieren. Die Mitteilung machte mir mein Bruder Heinrich, damals in Bern, der mich dafür ermunterte und mich auch zu der Gesandtschaft begleitete und die Unterredung führte, gestützt auf Atteste, die ich von den ersten Spinnern, Oberst Kunz und Wild in Wald in Händen hatte. Nach Anhörung und Entgegennahme der Atteste sagte der Gesandte, sogleich nach Neapel Bericht und Antrag stellen zu wollen.

An anderer Stelle bemerkte ich, dass Bruder Kaspar mich in Feldbach verliess, um in Neu St. Johann im Obertoggenburg eine Baumwollspinnerei von etwa 2'600 Spindeln mit genügend Wasserkraft, pachtweise zu übernehmen. Eigentümer davon wie des Klosters war Kantonsrat Carl Schlumpf. Dies wird gegen 1831 geschehen sein. Kaspar setzte die Spinnerei wieder in Gang und arbeitete dem Hause Josua Raschle in Wattwil «à façon». Zur Orientierung mag es gerade am Platz sein beizufügen, dass diese Baumwollspinnerei anno 1817 im Kloster eingeführt worden ist, vom Sohn des Herrn Kantonsrat Schlumpf, der noch einen Mechaniker Grob als Associé annahm.



Unter diesen wurde im Jahre 1824 die Spinnerei vergrössert und die Wassertriebkraft, ebenfalls im Verhältnis unter Benützung grösseren Gefälles. Ende 1829 zog sich Herr Schlumpf Sohn zurück und überliess das ganze Geschäft dem Mechaniker Grob, fatalerweise mit Unterlassung durch Zirkularanzeige an die Geschäftsfreunde. Mechaniker Grob arbeitete fort bis wohl Mitte 1831, wo er sich insolvent erklären musste. Ungeachtet nun Grob seit dem Austritt seines gewesenen Associé Schlumpf unter eigenem Namen das Geschäft weiter führte, so glaubten die Kreditoren nichts desto weniger, auch auf Schlumpf greifen und um Zahlung anhalten zu können, eben weil ihnen keine offizielle Anzeige seiner Zeit von der Trennung zugekommen sei. Da Versuche eines gütlichen Abkommens umsonst blieben, so ward der Rechtsweg eingeschlagen, wo der beklagte Herr Schlumpf zur Bezahlung sämtlicher Defizite, so wie in die Kosten verfällt wurde. Die Affaire soll ihn auf über 50'000 Franken zustehen gekommen sein. Wahrhaftig ein teurer Formfehler!

Wie Bindschedler & Wild, Gründer und Eigentümer des Eichtals, aus demselben verdrängt worden sind, habe ich schon umständlich geschildert. Nach diesem gewissen betrübten Vorfall, einem solchen schönen Etablissement den Rücken kehren zu müssen, nahm mein Bruder Heinrich Zuflucht nach Neu St. Johann, wo er schon von früher her Bekanntschaften hatte und wo auch zwei aus dem Zürichgebiet Niedergelassene waren. Einer Namens Stucki und der andere, ein Honegger. Er, Heinrich, und vor ihm Zürcher Häuser beschäftigten diese mit Seidenkämmeln und auch Maceriere oder fäulen der Costoni. Damals machte man noch keine Schappe sondern Cressentin aus der rohen Strussi gesponnen, die vor dem Kämmeln tüchtig mit Bengeln auf einem Scheitstock geklopft und mit Schmutz eingerieben wurde, ein paar Tage im feuchten Keller liegen bleiben musste, bis geschmeidig genug geworden, dann mit Messern gestrichen bis die Strähnchen offen und weich waren. So schlug man sie an die Handkämmelkarten in der Länge von da sechs Zoll, kämmte hierauf, bis alle Seide schön aufgelöst war, legte die Karte, mit welcher man von Hand manipulierte, auf dieienige, die auf einem Brett oder an einer Wand festgemacht war und zog die gekartete Seide aus an mehrere Strangen. Was in der Karte zurückblieb, wurde wieder etwas bearbeitet und dann wieder ausgezogen und so zum dritten und vierten Mal. Was übrig blieb gehörte zum Abfall oder Stanzen. Die ausgezogenen Strangen in vier Zügen hiessen Kämmlerstami. Diese waren aber noch nicht fein genug und rein von Nissen, sondern um daraus ein sublimes Garn spinnen zu können, musste noch einmal ein Cardage bestehen, indem der Arbeiter in der linken Hand eine etwa 20 cm breite und so hohe Karte mit einem Stiel hielt, zog er den Stami durch dieselbe, bis er vollständig rein war. Das hiess man schleizen. Dieser Feinstamm kam dann zum Handspinnen, der ihn über oder um den Finger am Spinnrädli spann. So ungefähr ging's vor der mechanischen Florettspinnerei.

Heinrich liess sich jetzt auch im Kloster nieder und errichtete daselbst in Verbindung mit dem Hause Darxier & Co. in St. Gallen unter deren Firma eine Feinkämmelei, wie später ausführlicher berichtet wird. Kaum aber, dass das Geschäft in geregelten Gang kam, wurde ihm von Seite Faesy's mit Klage gedroht. Er musste den Platz verlassen.

Unerschrocken wie er war aber auch nach der Natur seiner Flüchtigkeit, eingedenk der eingegangenen Verpflichtungen zu wenig gewissenhaft und keineswegs entschuldbar – warum ging er in eine solche Falle - verband er sich vertragsmässig mit den Herren Camenzind & Sohn in Gersau, eine mechanische Florettseidenspinnerei einzurichten, die in Worblaufen bei Bern schnellstmöglich erstellt werden sollte. Dahin zog er seinen früheren Associé Wild, der mit der Werkstatt vertraut zu einem baldigen Anfang aufs emsigste Hand anlegte. Die Spinnerei wurde nach den damaligen Fortschritten recht gut organisiert und stets vergrössert.

Kaum nun, dass Heinrich das Werk seiner Schöpfung recht marschieren sah und er sich bezüglich der weiteren Verfolgung Faesys soweit sicher wähnte als, wie man Heinrich glauben machte, Faesy ihn in Bern suchen müsse und dass dann der Prozess unmöglich zu seinen Ungunsten ausfallen könne, war der Feind schon wieder vor dem Thron und diesmal in verstärkter Macht. Er legte nämlich eine Kriminalklage ein mit dem nichtigen Vorgeben, er, Heinrich, habe aus dem Eichtal diverse Muster und Modelle mit nach Neu St. Johann genommen. Auf dieses hin konnte

Seite 28 von 91

das Berner'sche Forum nicht mehr zum Entscheid angerufen und geltend gemacht werden. Heinrich musste persönlich vor die richterlichen Schranken Zürichs treten. Wie es ihm da erging, das lässt sich zum Voraus leicht erraten.

Einen ärgeren, boshafteren, die gemeinsten Mittel nicht scheuenden Gegner um Rache zu üben, hätte er auf dem ganzen Erdenrund nicht finden können. Er bekam eine Freiheitsstrafe von zwei Jahren, wurde aber schon nach einem Jahr wieder entlassen. Die wichtige Stelle Heinrichs war jetzt auf einmal verwaist, so plötzlich und unerwartet, dass gewiss jedermann in grösstes Erstaunen kam. Woher musste geholfen werden?

### 2.9 Die Spinnerei in Worblaufen (1834)

Wir, die Familie natürlich zuerst, mussten Heinrichs Schicksal doch, ungeachtet allem Vorgefallenen, tief bedauernd, auf Mittel und Wege sinnen, die Lücke in Bern gut zu machen. Da kam wieder die Reihe an mich, Opfer oder nicht Opfer zu bringen, das galt gleich. Mein Lieblingsprojekt musste wieder in die Schanze geschlagen werden, die napoleonische (napoletanische) Gesandtschaft entschuldigend unterrichtend! Ich musste ohne Zögern in die Spinnerei nach Worblaufen verreisen, das war gegen den Winter 1834, und die Zügel in die Hand nehmen, von den Herren Camenzind & Sohn in Gersau mit unbeschränkter Vollmacht ausgestattet.

In der Spinnerei war ein Oberaufseher namens Staub von Hombrechtikon, der Bindschedler & Wild schon viele Jahre anhing, kein ungeschickter Mann und dabei tätig. Aber er hatte eine schlimme Seite, er war eben durch und durch falsch. Nur Heinrich konnte ihn beherrschen, dem er auch mit Leib und Seele ergeben war, und seine Lästerzunge zügeln. Nun, in dessen Abwesenheit erlaubte er sich schon weit mehr, was konnte ich dagegen, denn er versäumte nichts gegen mich, er tat alles pflichtschuldigste, schmeichelte mir nur zu viel, er wollte womöglich meinen Konsens einhalten für sein Verfahren mit Wild und Familie.

In manchem hatte er schon recht, es war viel tadelwertes um dieselbe herum. Ich liess es in Gottes Namen gehen, denn wenn es sich um einen Entscheid handelte, ob Wild oder Staub, so hätte ich im Interesse der Spinnerei zu letzteren Gunsten das Votum abgeben können. Nach aller Arten Reibereien fand es die Familie Wild für besser, den Platz zu räumen. Nun kehrte Frieden und Eintracht zurück und das Geschäft machte seinen Weg nicht minder. Heinrichs Kredit war, ungeachtet der Ungerechtigkeit des erlittenen Urteils, erschüttert und sein Ansehen für gewisse Zeit dahin. Er ordnete daher vor dem Entlassen seine Angelegenheiten schnellst und wanderte aus. Er verblieb eine Zeit in Strassburg bei der Familie Wild, die sich dahin gezogen hatte, ein Weingewerbe zu treiben. Von Strassburg machte Heinrich eine Rekognoszierungsreise durch Frankreich, zog Erkundigungen ein, wo er hinkam über das Seidenspinnereigeschäft und kam bei seiner Unermüdlichkeit etwas passendes für ihn zu finden, im Departement de l'Ain nach Amezien, wo gerade eine gemachte Spinnerei seit kurzer Zeit untätig stand, um die er sich mietweise bewarb. Sie gehörte einem General und Baron von Rostaing, der dort ein Schloss besass, wo dann eben im gleichen Enclos die Fabrik stand, mit Wasserkraft getrieben. Die Forderungen und Bedingungen des Verpächters, Herrn von Rostaing, stellten sich hoch und lästig für Heinrich, deswegen wie derselbe nur die ganze Fabrik übergeben wollte und er mit einem vierten Teil der Maschinen im Verhältnis zu seinen disponiblen Mitteln genug gehabt hätte. Die Werke waren für gemischte Florett eingerichtet. Das heisst, es wurde feine Tibetwolle mit Fantasie zusammen versponnen, wie es in Frankreich längere Zeit in den Industriezentren zu Gewebe in Verwendung kam. Heinrich konnte sich aber in diese feinen Gespinnste, zu deren Material es viel Geld erheischte, nicht einlassen. Abgesehen davon, dass die Zeit für diese Eigenart Seidengespinnste schon im Übergang zu anderen Sorten begriffen war. Er musste also umändern und vieles an Zeit und Geld opfern, ehe er dazu gelang, nur die Auslagekosten wieder einzubringen. Übrigens waren wohl wenige so

befähigt und geeignet, in so kurzer Zeit etwas einzurichten, wie er es konnte. Seine alten Angestellten als Mechaniker, Werkführer und Trabanten vom Langenriet, Eichtal, Neu St. Johann und Bern her, folgten ihm überall, wo er sich etablierte. Mit dieser erfahrenen alten Kohorte war er denn schon in der Lage, etwas auszurichten.

Wie wir ihn im Verlaufe dieser Erzählung kennen gelernt haben, nahm er es in der Ausführung seiner Unternehmungen nicht schwer, auch wenn's nur schnell ging und man mit dem Gemachten bald verdienen konnte. In solchen Fällen, wie im Gegenwärtigen, war denn auch Solidität nicht seine Hauptstärke und auf diesem Fuss waren seine Leute eingeschult.

#### 2.10 Meine Reise nach Frankreich (1836)

Ich kehre nun wieder auf meinen Platz in Worblaufen zurück, wo ich meine Zeit ganz und voll dem Geschäft widmete und mich in die Seidenspinnerei hinein arbeitete. Von Heinrich kamen sparsame Berichte auch meistens nur dann, wenn ich ihm mit Geld aushelfen musste. Endlich, im Frühjahr 1836, kam eine Einladung, dass ich ihn besuchen möchte. Nach erhaltener Erlaubnis von Gersau trat ich die Reise an, nach seinem «itinéraire» von Genf aus ein extra Fuhrwerk nehmend, ging es über savoy'sches Gebiet in Seyssel über die Rhone, wo ich erst abends spät in Amezieux anlangte und wo mich mein Bruder aufs Willkommenste empfing. Die Gegend ist eine sehr fruchtbare. Weinbau und Seidenzucht wird nebeneinander getrieben, angenehm akzentuiert von Hügelreihen und Talschaften, aber im Gegensatz zum Beispiel zum Zürichsee. Ein Durcheinander in den Anpflanzungen oder, besser ausgedrückt, Unordentlichkeit und ungeregeltes Wesen im Allgemeinen. Mein Bruder arbeitete noch kaum mit der Hälfte der vorhandenen Maschinen und hatte mit denselben nie enden wollenden Abänderungen stark zu kämpfen. Es machte keinen günstigen Eindruck auf mich! Ich wurde auch ins Schloss eingeführt, wo ich dem «Général» und seiner Frau und Tochter vorgestellt wurde. Vor meiner Abreise gab es noch ein Souper. Ich war «charmé» über all das mir erwiesene!

Da das Wasser in Amezien oft nicht ausreichte - und das namentlich in den Wässerungszeiten der Bauern - pachtete Heinrich auch noch im nahe gelegenen Dorf Artemare eine kleine Lokalität bei einer Mühle, wo er zwei Kämmelmaschinen, die viel Triebkraft absorbierten, hinplatzierte. Es gefiel mir nicht, da auf diese Weise eine nachteilige Zersplitterung schlechterdings eintreten musste. Heinrich meinte freilich, es sei schon wegen des durch diese Maschinen erzeugenden Staubes notwendig gewesen, denn man würde einen Übelstand wie diesen im Schloss nicht gelitten haben.

Meine Rückreise ging über Lyon, wohin Heinrich mich begleitete. Ich kam so mit ihm in verschiedene Geschäftshäuser und lernte bei diesen Besuchen Sorrer & Vernier und Sabatier kennen, mit denen ich später selbst in Verbindung kam.

Was für ein Urteil sollte und konnte ich jetzt über Heinrichs Geschäftslage fällen, wenn es von irgendeiner Seite verlangt worden wäre? Beim besten Willen hätte ich sagen müssen: Er wird die Schwierigkeiten kaum zu bewältigen im Stande sein, die schon da sind, geschweige Eventualitäten vorzubeugen, die seiner warten. Viel zu knapp an Betriebsmitteln, mit den Werken sehr unvollständig eingerichtet, mit Realisierung des Produktes von sekundärer Qualität, gedrängt, wird er in einem solch ungleichen Kampf unterliegen müssen, früher oder später.



#### 2.11 1837: Von Worblaufen zurück nach Männedorf – Bauernhof Ausserfeld

In Bern bekleidete ich meine Stelle als Dirigierender noch bis Ende Februar 1837. Mein Vater, mit dem ich in regelmässigem Briefwechsel stand, bemerkte wiederholt, wie er fühle, dass seine Kräfte im Abnehmen seien und dass er wünsche, mich als seinen Nachfolger doch in der Nähe oder lieber bei sich zu haben. So gerne ich sonst in Bern war und in schöner Stellung mich befand, so nahm ich gleichwohl keinen Anstand, dem Wunsche des Vaters nachzugeben. Herr Camenzind, in Berücksichtigung dieser Gründe, entliess mich mit Gratifikation und ehrenvollstem Zeugnis. Sein ältester Sohn, zwar noch nicht majoren, wurde mein Nachfolger.

Ich traf meinen Vater recht leidend an und wie er über meine Rückkehr ins väterliche Haus sehr befriedigt schien. So froh war ich, seinem Verlangen entsprochen zu haben. Die gute, liebe Mutter freute sich auch ganz besonders darüber, war sie doch in steten Sorgen des Vaters wegen, da ihr nur die jüngere Tochter Gritli zur Seite stand. Meine Rückkehr fiel nun gerade auf den Wiederbeginn der landwirtschaftlichen Arbeiten. So legte ich also auch wo es ging mit den Knechten Hand ans Werk, da ich noch viel Verständnis von früher her hatte und ich tat's mir Lust und Freude. Das Befinden des Vaters war inzwischen kein besseres geworden, aber doch unerwartet schnell überraschte ihn der Tod. Er starb an einem Schlaganfall, morgens sechs Uhr, August 1837. So wurde ich plötzlich ein selbstständiger Bauer von erster Grösse in Männedorf - sann und strebte als solcher, wie es immer in meinem Charakter lag, nicht stehen zu bleiben, nach Verbesserungen in Feld, Wiese und Reben und liess ich im gleichen Jahre noch die Wein- und Most-Trotte, die defekt geworden (weil mein Vater sich einer Presse bediente, heutzutage sind fast alle Trotten durch Pressen ersetzt, die weit zweckmässiger sind) unter einem ziemlichen Kostenaufwand, wieder in brauchbaren Stand stellen.

Das erste Jahr war für mich ein ziemlich gesegnetes. Nur der Wein fiel in Qualität unter mittelmässig aus. Alle Fässer, etwa 350 Eimer, waren von alten und neuen Weinen angefüllt. Da gab es Beschäftigung für deren Besorgung sowie für den Verschluss, um für den folgenden Herbst wieder Platz zu gewinnen.

Meine Schwester Margareta oder Grittli, wie man ihr kurzweg sagte, hatte schon längere Zeit Bekanntschaft angeknüpft mit Herrn Friedrich Pfenninger im Gehren in Stäfa. Derselbe machte zurzeit die Apprentissage in der Abteilung des Weinhandels in dem grossen Kolonialwaren- und Bankgeschäft des Hauses Girtanner Sohn älter in St. Gallen, wo mein Bruder Heinrich und ich auch ihn kennen lernten. Die Verehelichung fand im Mai 1837 statt. Es war für unsere Familie eine gefreute Verbindung. Ich gewann durch diesen Schwager einen Freund durchs Leben bis zu seinem leider viel zu frühen Tod, wie ich keinen besseren hätte finden können. In allen meinen Vorkommenheiten, Nöten und Trübsalen stand er mir unentwegt bei. Nichts wäre ihm zu viel gewesen, eine solche Anhänglichkeit hatte er an unsere Familie. Daher sei auch hier seiner aufs Anerkennendste und Ehrenvollste gedenkt. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Kinder: Julius, geboren 1838, und Margareta, geboren 18. Mai 1840.

Die letztere Entbindung ging etwas schwer doch scheinbar ohne Gefahr von statten. Aber nach sechs Tagen änderte sich die Lage plötzlich, man war etwas zu sorglos geworden und man denke sich den Schrecken an jenem Sonntagabend, als wir von einem Spaziergang zurückkehrten, hören zu müssen, sie schwebe in grosser Gefahr. Ja, die Gefahr war so gross, dass nicht mehr geholfen werden konnte und dass Grittli am siebenten Tag nach der Geburt verschied. Der Jammer ist nicht zu beschreiben und diese Szenen, die es gab! Schwager Pfenninger war lange Zeit untröstlich. Es war die reinste, zärtlichste Liebe, die diesen Ehebund umschloss! Die Beerdigung war auf folgen-

den Donnerstag als den Auffahrtstag angesetzt und zu diesem Trauerakt gleichzeitig die Taufe des neugeborenen Töchterchens, welchem ich als Pate zudiente, verbunden.

Es folgte eine lange betrübte Zeit darauf! Ich kehre nun wieder zum Jahre 1837 zurück und wende die Blicke auf mein eigenes Tun und Lassen, auf dem Bauernhof Ausserfeld, Männedorf. Die Herbsternte mit all dem Segen war noch nicht vollständig unter Dach gebracht, die Weinlese oder Wümet blieb noch als Schluss, da machte mich ein Gönner und gewesener Freund meines seligen Vaters, der auch mit dem Toggenburg verkehrte, aufmerksam, dass er in Lichtensteig eine Tochter seit Jahren kenne, die er, als Freund unseres Hauses, mir ganz besonders empfehlen möchte. Sie stamme aus erster Familie und als einzige Tochter einer verwitweten Mutter habe sich auch schöne Anwartschaft. Kurz, er glaube, wenn ich mich zu verändern und in den Ehestand zu treten wünsche hier eine Gelegenheit zu finden wäre, die für mich, nach seinen Betrachtungen, passend sein könnte. Diese, wie ich überzeugt sein könnte ohne Selbstinteresse gemachten, Mitteilungen nahm ich beifällig auf und ermangelte nicht, meine Mutter so wie meinen Schwager Pfenninger in diese vertraulichen Mitteilungen und Beratungen zu ziehen. Es wurde ausgemacht, dass es sich mindestens der Mühe lohne nachzuforschen, ob sich die Sachen so verhalten wie von meinem Gönner darauf hingewiesen worden ist.

#### **2.12** Forschungsreise zu Jungfer Sophie Wörpel (1837)

Die Forschungsreise wurde auf den Tag der Landschüsseten, 19. Oktober 1837 - der allgemeinen Kantonschilbi – abgestellt. Diese wird als allgemeines Volksfest gefeiert. Schwager Pfenninger verband damit eine Geschäftsreise ins Gasterland und dem Toggenburg. In Lichtensteig wurde übernachtet, wo ich schwankte, ob ich nicht lieber wieder unverrichtet umkehren solle. Da, bei dem frühen Morgenausflug zu einer Erfrischung, ermutigte mich ein gewisser Umstand plötzlich derart, dass ich zu einem Rendez-vous nach gegebenen Anleitungen, willig Hand bot. Das Auftreten visà-vis mit dem Gegenstand durch den zwei Leben miteinander verbunden werden sollen, stimmte mich auch nach der Wichtigkeit der Sache ernst! Es galt meinerseits nicht ein blosses Schauen sondern ein Prüfen, das mich schon bestimmen sollte, ob eine ernstliche Bewerbung am rechten Ort wohl sein möchte, ja oder nein! Auf dem Alter von 31 Jahren angerückt, durfte ich schon wagen von mir aus entscheidende Momente zu treffen, ohne jedoch Ansichten Dritter zu missachten. So geschah es auch zunächst mit Schwager Fritz, der mit bei der Unterredung von Jungfer Sophie Wörpel anwesend war. Er stimmte überein mit meiner Meinung. Dieses Frauenzimmer, zwar erst 22 Jahre alt, verspreche Erziehung und Bildung, verbunden mit anscheinend sanftmütigem und friedfertigem Charakter, das zu sein, welches einen Mann, der wie ich schon Ansprüche auf solche Eigenschaften machen durfte, glücklich machen könne. Mit solchen günstigen Eindrükken kehrten wir freudig in unsere Heimat zurück. Meine Mutter und meine Schwester Frau Pfenninger, denen der Erfolg unserer Rekognoszierungsreise getreulich mitgeteilt wurde, freuten sich wie natürlich sehr darüber. Man ging allseitig einig, den Faden fortzuspinnen.

Ich schritt nun zum Mittel der Korrespondenz und nachdem meine Wünsche und Vorschläge angehört worden, so erfolgte meinerseits eine Einladung auf Besuch zu uns nach Männedorf. Die Einladung angenommen, erschien sie bald darauf. Zuerst beim Gönner, machte dann aber für einige Tage Quartier bei Schwager Pfenninger in Stäfa, um nicht Aufsehen zu erregen. Dieser Aufenthalt von etlichen Tagen gab Zeit und Gelegenheit, das Frauenzimmer näher kennen zu lernen. Das offene, freie, für die Jugend verständige Wesen zeugte dafür, dass sie eine tüchtige Erziehung genossen und auch im Sinn und Geist für Familiäres und haushälterisches Leben nicht minder angehalten worden sein musste. Ihrerseits schien sie sich in die neue Situation, die man ihr für einmal in Aussicht zustellen hatte, nämlich der Bauernstand, willig fügen zu können. Die zwei Herzen wa-

ren sich schon in der Weise zusammen gerückt, dass man von einander innigen Abschied nahm in beidseitigem Hoffen des Wiedersehens.

Es folgte hierauf eine ziemlich lange Pause. Die Frau Mutter Wörpel schien nicht allen Punkten so prompt zu dieser Union entgegen kommen zu wollen. Als eine sehr gescheite, aufs äusserste erfahrene und kluge Frau und noch hübsch von Ansehen aber kalt ums Herz, betrachtete sie solche Lebensfragen durch andere Brillen. Es wurden Nachfragen gehalten. Leute, die aus unserer Gegend nach Lichtensteig kamen, einvernommen und wie es in der Regel in solchen Angelegenheiten geht, es wurde der Frau Wörpel verschiedenerlei zu Ohren getragen. Aber ein Mann von Charakter und Gewissenhaftigkeit, Goldschmied Kunz von Stäfa, der für ihr Ladengeschäft seit Jahren Arbeiten lieferte, gab auf Verlangen derselben solche Auskünfte über mich, dass sie keinen längeren Anstand nahm, mich nach Lichtensteig einzuladen, wo ich nach Verweilen von zwei Tagen und dem Bekanntwerden auch ihres Sohnes erster Ehe, Herrn Bezirksamann Stegen, den Konsens erhielt und die Verlobung «en famille» stattfand.

Den ersten Bericht dieses erfreulichen Ereignisses sandte ich an meinen Bruder Kaspar in Neu St. Johann.

### **2.13** Bruder Kaspar in Neu St. Johann

Es ist an der Zeit, mit der Erzählung meiner eigenen Angelegenheiten zu unterbrechen, um zu sehen, was mit meinem Bruder Kaspar vorgehe. Er übersiedelte also gegen Ende 1831 von Feldbach nach Neu St. Johann, wie ich schon bemerkt habe, um eben dort die Baumwollspinnerei im Kloster pachtweise zu übernehmen. Auch arbeitete er einfach im Lohn für Rechnung anderer, auf welchem Weg er zwar nicht die höchsten Prozente heraus schlug aber dabei auch weniger Risiko zu laufen hatte.

Heinrich, vom Eichtal verdrängt, nahm jetzt - wie wir schon wissen - seine Zuflucht auch nach Neu St. Johann und engagierte das Haus Dardie & Co. in St. Gallen, um in den weiten Räumen des Klosters eine Feinkämmelei einzuführen und das Produkt nach England zu exportieren, gleich einigen Häusern in Zürich. Dann wollte er den Abfall selbsten auf den im Kloster noch benutzten Maschinenwerken zu Garn verspinnen, wozu ihm Kaspar behilflich an die Hand ging. Alles dies wohl verstanden für Rechnung des St. Gallerhauses. Aber mitten in der Ausführung des Geschäftes musste er sich, wie an anderer Stelle erwähnt gedrängt von Herr Faesy entfernen. Da nun, wie man sagen kann, die Seele dem Körper entschwunden war, so musste Kaspar in die Lücke treten, was er auch bestmöglichst getan. Es scheint, dass die Herren Dardien & Co., natürlich hauptsächlich aus Mangel an Kenntnis und Erfahrungen, viel Missgeschick im Verkauf der Produkte hatten, weil nach und nach ein grosses Lager sich anhäufte. Da eben noch obendrein die Stütze verloren ging, auf welche hin das ganze Geschäft gegründet worden war, so entschlossen sie sich, nachdem das Geschäft sich doch bis ins Jahr 1836 mehr geschleppt als getragen hatte, endlich doch lieber zu liquidieren als ihren Unerfahrenheiten zum Trotz mehr zu riskieren. Sie taten wohl daran, denn nach allem, was ich hörte, hatte der Chef des Hauses, Herr Grünkorn, nicht den so unumgänglichen nötigen kaufmännischen Takt, wenigstens in dieser Branche. Nachdem aufgearbeitet war, so wurde Kaspar vertraglich überbunden, die vom Klosterbesitzer gemieteten Werke, so zum Florettabgangspinnen mit etwelchen Abänderungen verwendet wurden, wieder in den vorherigen Stand zu bringen und dem Eigentümer Herr Kantonsrat Schlumpf zur Verfügung zu stel-

Schon seit einigen Jahren machte Kaspar Versuche eine Maschine zu erfinden, mittels welcher er im Stande sei, Baumwollspinn- und Haspler-Fäden, also den Abgang, wieder zu Baumwolle aufzu-

lösen. Die Idee war eine vortreffliche aber schwierige. Sie musste seinen erfinderischen Geist reizen und anspornen, dieselbe zu realisieren. Seine Zähigkeit und Ausdauer in allen Dingen bewies er auch bei diesem Thema. Es gelang ihm nach und nach, einen fast wertvollen Abfall so zu öffnen, dass man ihn vorerst zur Wattefabrikation verwenden konnte und später durch weitere Verbesserungen sogar zu Garn von Hand zu spinnen. Diese Erfindung - als Einzige der Art - musste als Geheimnis bewahrt werden, so lang es möglich war. Zu diesem Ende hin glaubte er das Kloster teilweise zu verlassen und die nahe, abwärts gegen der Thur gelegene Anmühle, die nicht mehr im Betrieb war auch den Herren Schlumpf gehörend, beziehen zu sollen. Dort führte er das neue Geschäft ein und nachher auch eine Karterei und Spinnstühle.

In der Zwischenzeit ging aber für meinen Bruder ein wichtiger Akt vor, nämlich die Verheiratung mit Jungfer Marianne Schlumpf von Neu St. Johann, geboren den 17. Mai 1810. Ihr Grossvater war der Ländersekelmeister Johann Georg Schlumpf, geboren den 30. November 1733 und gestorben anno 1814 im hohen Alter von 81 Jahren. – Ihr Vater, Kantonsrat Josef Anton Schlumpf, geboren 1. November 1758, starb am 31. Mai 1812 und ist nur 54 Jahre alt geworden. Ihre beiden Brüder: Kantonsrat und Amann Joseph Anton Schlumpf, geboren 7. März 1809 und Medizindoktor Schlumpf, geboren 14. Juli 1811.

Damals war ich also auf der Spinnerei Feldbach und ich erinnere mich noch ganz gut des Besuches, den diese neuen Verwandten zuerst bei mir, dann bei meinen Eltern in Männedorf und auch bei Bruder Rudolf in Zürich machten. Die Einsegnung fand statt am 21. Mai 1832 in der Kirche zu Affoltern bei Höngg, wo ein Freund meines Bruders Rudolf namens Wolf Pfarrer war.

Obschon sie katholischer Konfession, war es nichts desto weniger eine sehr glückliche Ehe, aber leider von viel zu kurzer Dauer, denn sie starb schon 1846 am 20. Juni an der Luftröhrenschwindsucht. Sie hinterliess zwei lebende Kinder.

Albertine, geboren 21. Januar 1833, und Eduard, geboren 16. März 1834. Eine dritte Niederkunft folgte noch am 12. Mai 1846. Es war eine Frühgeburt mit einem schwächlichen Knaben, der in drei Tagen schon wieder verschied. Ich werde bei späterer Gelegenheit die Vorzüge, die dieses edle Wesen von vielen anderen hatte, etwas näher bezeichnen.

Die Familie Schlumpf ist eine der hervorragendsten in Ansehen und Reichtum des Obertoggenburgs und behauptet diese Stellung über anderthalb Jahrhunderte. Eigentümlich ist, dass bei so langer Zeit keine Verzweigungen männlicherseits bis auf den heutigen Tag vorgekommen sind. Nur jetzt im Hinblick auf den letzten Stammessprossen wären Aussichten.

Der Herr Kantonsrat Carl Schlumpf, der am 8. Dezember 1855 86 Jahre alt starb, hatte die Abstammung nicht von obiger Familie. Er war nämlich in jüngeren Jahren von aussen her nach Neu St. Johann gekommen und bekam die Tochter aus erster Ehe des Kantonsrat J. A. Schlumpf, gestorben am 31. Mai 1812, zur Frau. Dieser hatte nämlich drei Frauen und die jetzt noch lebenden Herren Josef Anton Schlumpf und Doktor Schlumpf sind Söhne von der Letzteren, sowie auch Marianne, meines Bruders Kaspar Frau, Tochter derselben war. Der 86 Jahre alt gewordene Carl Schlumpf war also Schwager zu diesen drei Geschwistern und zum Jos(ef) Anton nebst dem auch Schwiegervater, da er dessen Tochter Maria Catherina Schlumpf, geboren den 9. Mai 1814, am 26. November 1832 geheiratet. Von dieser Ehe entsprangen sechs Kinder, wovon noch am Leben sind: Bertha, verehelicht mit Herrn Jacob Bösch von Nesslau, und Carl, schon zum zweiten Mal verheiratet. Von diesem eben existieren gegenwärtig zwei männliche Sprossen.

Wie der Leser in den oben auseinander gesetzten verwandtschaftlichen Verhältnissen wird gesehen haben, ist die Verbindung von Josef Anton mit der Tochter seines Schwagers eine die Blutsverwandtschaft berührende und nach den Gesetzen unerlaubte oder mit gewissen Vorbehalten

verknüpfte. So musste also in diesem Fall, ehe die Verbindung vor sich gehen konnte, «Dispens» in Rom eingeholt werden. Das kostete den Bräutigam (Caspar) 100 Taler (500 Frs).

Nach meiner Verlobung mit Jungfer Sophie Wörpel in Lichtensteig kehrte ich wieder heim, um die Freudenbotschaft meiner Mutter, meinem Schwager und Schwester selbsten zu überbringen und dann auch meinem Bruder in Zürich. Ich war überglücklich mit dem guten Ausgang dieser Odysee. Mein Sinnen und Trachten ging jetzt dahin, wie ich meiner Anvertrauten ein Loos bereiten könne, etwas besser als das landwirtschaftliche Leben in dem doch abseits gelegenen Ausserfeld zu bieten vermögen. Es sollte notwendig Betätigung in irgendeinem industriellen Gebiet sein. Eines der bestsituierten Geschäfte damaliger Zeit war unstreitig die Nähseidenzwirnerei à la Heitz-Weber in Stäfa.

Nun hatte in dem schönen Dorf Oetikon-Stäfa ein gewisser Pfenninger, der etwas verwandt mit meinem Schwager, ein schönes, geräumiges und mit Aussicht auf den See angenehmst gelegenes Haus, in welchem früher Bäckerei und Wirtschaft betreiben wurden, vor nicht langer Zeit auch eine solche Zwirnerei nebst Färberei im kleinen Massstab eingeführt. Dieser Pfenninger suchte eben einen Kommanditär oder auch Associé, um dem Unternehmen mehr Ausdehnung geben zu können. Auf ein solches Gesuch, das gerade meinen Wünschen zu passen schien, kam ich dazwischen und unterhandelte mit dem Betreffenden. Das Geschäft hatte einen Vorzug im Hinblick auf andere derartige und nicht nur bloss nach äusseren Erscheinungen, sondern in Wirklichkeit gut marschierende zu urteilen, sehr!

Die Persönlichkeit Pfenningers, obschon von achtungswerten Eltern abstammend, war nicht mehr in seines Vaters guten Rufs, beanstandete die Sache meinerseits etwas und gebot jedenfalls mit Vorsicht vorzugehen. Es leitete mich zu dem Entschluss, die Besitzung, bestehend in Gärten, Scheune, Wasch- und Farbhaus auch noch andere Dependenzen, ein grosser Platz bis an die Seestrasse stossend, samt eigenem Brunnen und eineinhalb Jucharten Reben gehörten dazu, anzukaufen und wie man sagt, im Haus Herr und Meister zu sein. Das geschah um einen Preis, den man mich versicherte immer wieder erlösen zu können. Dann trat ich nur so weit in ein Societätsverhältnis, dass mein Name allein als Firma zu figurieren hätte und auch ich nur allein die Vollmacht hatte zu unterzeichnen. Von allem Vorhandenen zu Fabrikation dienenden wurde ein Inventar aufgenommen mit billiger Schatzung. Der Geschäftsbeginn wurde auf Mai 1838 ansagt.

#### 2.14 Neubeginn in Stäfa 1838 - Nähseidenzwirnerei

Wie man sieht war es mein voller Ernst, in die Branche der Nähseidenzwirnerei einzutreten und mich mit aller Kraft darauf zu werfen. Denn ich traf Anstalten, mein schönes Heimwesen in Männedorf zu veräussern. Ich hatte eine so vorgefasste Meinung über den Verkauf, dass ich wähnte, es werden zehn Liebhaber für einen erscheinen und sich das Kaufobjekt zum höchsten Preis streitig machen. Ich hatte mich aber sehr getäuscht. Am Verkaufstag fehlte es zwar nicht an Besuchern aber total an Bietern. Es ist zwar schon üblich, dass am ersten Feiltag die Ernsten nicht auftreten sondern bei Nachfolgenden. Ich nahm aber die Sache anders auf; das heisst es degoutierte mich so, dass ich bekannt machen liess - wer zu kaufen wünsche, sich an mich direkt wenden müsse.

Alle meine Projekte teilte ich, wie zu begreifen ist, in Lichtensteig mit, um erst nach deren Billigung vorzuschreiten.

Meine Besuche bei meiner Braut wiederholten sich über den Winter öfter, die natürlich auch zum Zweck hatten, Vorbereitungen jeder Art zu treffen, um die Hochzeit auf Anfang Mai zu ermöglichen. Es gab viel zu denken und zu schaffen. In dem neu erworbenen Haus in Stäfa zeigte sich

viel zur Ausbesserung bedürftig: Maurer, Maler, Tapezierer etc. hatten vollauf zu tun, denn es sollte die Aussteuer von Lichtensteig kommend schon in der neuen Wohnung abgeladen werden können. Da ein Verkauf des Gutes in Männedorf in ungewisse Zukunft rückte, so musste sich meine gute Mutter entschliessen auf demselben zu bleiben, worein sie sich ganz gern zu fügen schien! Sie lebte und hantierte ja da in ihrem wahren Element und war im Übrigen gesund und noch kräftig, wenn schon 67 Jahre alt. Die Entfernung betrug auch nur etwa 20 Minuten, so dass wir uns ohne viel Mühe und Zeitverlust die Hände reichen konnten.

Es rückte jetzt die Zeit immer näher, wo ich als Chef das Geschäft in die Hand zu nehmen hatte, namentlich für meinen Teil, die Scripturen, Buchhaltung und Korrespondenz, während das andere Personal sich ausschliesslich nur mit dem technischen Teil zu befassen hatte. Fonds musste ich herbeischaffen, da Pfenninger ohne solche sowie auch ohne Kredit war. Das Besitztum, welches durch Kauf an mich überging, auch derart überschuldet, dass ihm wenige Ressourcen von daher übrig blieben. Erst konnte es möglich sein, einen richtigen Blick in das Leben der Familie Pfenninger zu tun, um zu sehen, wie da muss gewirtschaftet worden sein und was für Folgen daraus zu meinem Schaden entstehen können.

Vom Augenblick an, wie ich diese Gefahren erkannt, traf ich -unter Mitteilung an Schwager Fritz und mit dessen Billigung- Massregeln, die mich zu schützen geeignet sein sollten und wovon später mehr folgen wird.

#### 2.15 Die Hochzeit mit Sophie Wörpel (Mai 1838) und Hochzeitsreise

Nun zur Hochzeit: Sie wurde auf Mitte Mai festgesetzt und gewünscht, dass die Kopulation in Lichtensteig statt finde. Ich verfügte mich Tags zuvor dahin und Schwager Fritz Pfenninger mit seiner Frau folgten nach. Der kirchlichen Trauung wohnten alle nächsten und auch entfernteren Verwandten bei, es war für mich eine ergreifende Handlung. Nach dem Hochzeitsmahl bei Frau Wörpel, meiner Schwiegermutter, ging's den gleichen Tag noch nach Stäfa und nach Aufenthalt eines folgenden, der in Festlichkeiten «en famille» zugebracht wurde, auf die Hochzeitsreise, die wir in einem halb offenen Zweispänner unter Führung von Schwager Fritz machten. Wir fuhren über Bern nach Fribourg und Lausanne, liessen das Fuhrwerk da stehen und begaben uns von Ouchy per Dampfer nach Genf. Wieder retour nach Lausanne, fuhren wir über Yverdon, Neuenburg, Biel, Solothurn, Olten, Aarau, Bad Schinznach etc. heim. Viele jüngere Bekannte trafen wir in der französischen Schweiz, von denen wir schon wussten, dass sie dort waren und wüsste ich noch verschiedenen Namen aufzuführen. Ich erwähne jetzt bloss Herrn Walder, Vorsteher der damals berühmten Taubstummen-Anstalt in Yverdon, gebürtig von Hombrechtikon, der uns gar viel Freundschaft erwies und auch ins Schloss führte, wo Heinrich Pestalozzi von 1805-1825 seine Erziehungsanstalten hatte und bei welchem der Vater meiner Schwiegertochter Herr Gustav Lejeune und sein Bruder Eduard (Lejeune) in den Jahren 1807/11 den Erziehungsunterricht genossen hatten. In Genf besuchte und zeigte ich meinen Compagnons die Wohnung, wo ich in Pension gewesen bin, die Handelshäuser, die ich täglich frequentierte, das Musée Rath, wo ich Vorlesungen über Chemie und Physik anhörte, die Plätze und Promenaden, wo ich mich am meisten bewegte und erneuerte einige Bekanntschaften.

Diese Hochzeitsreise, im Ganzen 14 Tage dauernd, ist ohne Unfall abgelaufen und war begünstigt von gutem Wetter, angenehm und instruktiv, wie sie überdies war, wird sie in steter Erinnerung bleiben.

Das Jahr 1838 sollte für mich ein ausserordentliches abgeben an Kontrasten, die schwer auf den Magen zu liegen kamen. Auf den guten Ausgang meiner Bewerbung um die Hand der Tochter von

Frau Witwe Wörpel folgten die Projekte, die ich in guten Treuen in Szene setzte: Das Misslingen des Verkaufs meines Heimwesens in Männedorf, die Bräutigamszeit und die gefreute Hochzeitsreise, dann die vollständige Ernüchterung, die fatalen Entdeckungen bei meinem Geschäftsliierten und deren Konsequenzen! Solche Licht- und Kehrseiten sollten sich Schlag auf Schlag folgen. War es das unerbittliche Geschick, das hier mit im Spiel gewesen und dem keiner entrinnen kann oder waren es Zufälligkeiten, die gut und böse ausfallen können?

Nein, es war alles das nicht! Ein zu lebhaftes Temperament überwog, was gesunde Vernunft oder Logik heissen soll. Überlegungen und Berechnungen auf aufrichtiger Basis wurden übersprungen oder wenigstens nicht reiflich genug betrachtet. Eventualitäten wurden nicht oder zu wenig in Berücksichtigung gezogen, so musste eben eines auf das Andere folgen, jetzt nun Unheil und für die Zukunft zur Lehre.

Wie Poesie und Prosa zwei Gegensätze sind, so lässt sich das Debütieren meines Geschäftsantritts ungefähr denken. In Wirklichkeit waren keine guten Auspizien vorhanden. Es mussten Tatsachen an die Hand gebracht sein, ehe man an eine Lösung nur ernstlich denken, viel weniger schreiten durfte. Ich glaube versichern zu können, dass von meiner Seite mit dem Ernst und der Wichtigkeit, die der Sache gebührt, an das Werk geschritten zu sein. Es lief ja alles auf mein Risiko hinaus, da die andern nichts zu verlieren hatten. Es wurde, was den kommerziellen Teil betraf, alles sachgemäss organisiert. Ich ging so weit, schon einen Reisenden zu engagieren, der vorher in ähnlichen Geschäften servierte. Vom technischen Teil der Fabrikation nämlich verstand ich nichts und musste ich mich darauf verlassen, dass das, was man mir versprochen oder besser gesagt vorgespiegelt hatte, sich ohne weitere Pröbeleien und Experimente zu machen, realisiert werden konnte. Und dass das Resultat dahin reiche, neben der Verzinsung der eingelegten Kapitalien und der Lokalmiete, auch einen ordentlichen Benefice abzuwerfen. Im Verlauf von zwei Monaten konnte ich schon so weit in das Treiben dieser Leute (es waren ausser der Pfenninger-Familie vier Personen beschäftigt) blicken, dass zwar gearbeitet wurde, aber auf eine Weise punkto Ordnung in den Kontrollbüchern, dass man sich unmöglich ein richtiges Verständnis machen konnte - überdies wurde von gewisser Seite zu äusserster Vorsicht gewarnt – dann war das Fabrikat, entgegen den Versprechungen, weit unter der Vollkommenheit, um mit der Konkurrenz Schritt halten zu können.

Darin hätte es sich zwar schon nachkommen lassen und würde mir dies keine besondere Sorge gemacht haben. Angst und Sorgen kamen mehr und mehr von der moralischen Seite her. Dahin musste wegen Eigentumssicherheit aufgepasst werden. Das war schrecklich und musste die Lage verzweifelt machen. Nach viermonatlichem Zusehen konnte ich nicht länger aushalten, ich kündete nicht, ich brach und schloss das Geschäft plötzlich!

Was das für eine Geschichte absetzte, überlasse ich zu denken. Solche Auftritte wieder aufzufrischen, wird man mir wohl erlassen. Ich bemerke nur noch, dass ich geraume Zeit des Lebens nicht mehr sicher war. Im Gesellschaftsvertrag war eine Klausel, nach welcher Streitigkeiten vor ein Schiedsgericht und nur von diesem oder in letzter Instanz von einem von diesem gewählten Obmann entschieden werden durften. Auf diesem Weg hoffte man schneller ans Ziel zu gelangen, aber es ist auch nicht immer der Fall, wie es in vorliegender Sache geschehen ist. Daher sind die jetzigen Handelsgerichte sehr zu bewillkommen. Unsere Streitigkeit wurde zu guter Letzt auch noch gütlich verglichen, indem ich an Pfenninger eine Schadloshaltung für vorzeitige Sistierung des Geschäfts freiwillig auszahlte, nur um schneller gänzlich los zu werden. Diese Affäre zog sich bis in den Winter hinein und war ein misslicher Anfang meines Ehelebens. Es verbitterte mir auch Lust und Freude für industrielle Betätigung der Art, dass ich ohne langes Besinnen den Entschluss fasste zu liquidieren, welches zwar nur mit Aufopferung einer ziemlichen Summe Geldes geschehen konnte. Ich war entmutigt, so sehr, dass ich auch meine Besitzung in Stäfa aufgeben und lieber wieder auf mein Gut in Männedorf ziehen wollte. Meine Frau war in allem gern einverstanden

und bewies dabei ihr gutes Herz und Anhänglichkeit. Die Liquidation zog sich in die Länge und Liebhaber für die Besitzung wollten sich nicht zeigen.

## 2.16 Landwirt im «Ausserfeld» (1839)

Anfangs Februar 1839 endlich übersiedelten wir in unser Ausserfeld und ich wandelte mich wieder zum Bauern - oder wie man heute sagt zum Landwirt um. Das Haus in Stäfa blieb längere Zeit unbewohnt. Endlich zogen zwei Mieter ein. Es war ein doppeltes Haus, wo zwei Familien bequem Platz fanden. Von den Reben war eine Juchart ob dem Kehlhof gelegen in bester Lage von ganz Stäfa. Dieses Stück Reben war so ertragreich, dass es in den meisten Jahren meine ganze Besitzung in Stäfa verzinste. Das andere Stück war in der Nähe des Hauses von geringerer Qualität. Den Reben im Kehlhof tat ich alle Ehre an. Ich umfasste solche teils mit Brettern und teils mit Mauern, so dass sie abgeschlossen waren. Mit den beiden Heimwesen in Stäfa und Männedorf war ich jetzt Bauer erster Grösse und mein Eifer wuchs mit dieser. Nicht zuschauend sondern mit den Knechten selbst auch bei der Arbeit, wollte ich keinem Nachbar nachstehen. Verbesserungen nahm ich überall vor, nach dem Beispiel meines seligen Vaters. Ältere Abteilungen Reben wurden gegrubet, das heisst verjüngt. Eine Bergwiese wurde angelegt aus einer Parzelle Wald, der durch einen neuen Strassenzug geschädigt worden und dann wurde möglichst Dünger herbeigeschafft. Die Leser mögen durch diese kurzen Andeutungen sehen, dass mein Streben dahin ging, auch auf diesem Feld der Tätigkeit das Möglichste zu leisten. Diese Anstrengungen hatten zugleich das Wohltätige, dass sie mich das ominöse 1838er-Jahr etwas vergessen liessen und meinen Geist wieder aufrichteten und erfrischten. Ich fasste aufs Neue Mut für eine bessere Zukunft und liess mich an mir nicht irre machen, dass mit der Zeit schon alles wieder nach den gehegten Wünschen kommen könnte. Ich bin also im Grund nie mutlos geworden und dabei bin ich aufs wohltätigste durch meinen Schwager Pfenninger, dessen Herz und Hand in allen Nöten und Trübsalen mir stets offen stand, daher ich auch meine abendlichen Unterhaltungsstunden vorzugsweise im Kreise der Seinigen zubrachte, wo Leib und Seele gestärkt wurden und ich dann ermuntert und erleichtert von den Tagessorgen gern wieder in mein Ausserfeld zurückkehrte.

### **2.17** Korrespondenz mit Bruder Caspar (1839)

Ich verliess meinen Bruder Caspar in Neu St. Johann im Jahr 1836. Da, wo er seine Maschine erfand, mit welcher ein wertloser Abfall wieder nutzbar gemacht werden konnte. Um dieses Geheimnis besser zu bewahren, erachtete er es als notwendig, solche aus dem Kloster in die abgelegene Anmühle zu verlegen. Seitdem richtete er sich daselbst für alle mechanischen Werke ein. Im Kloster behielt er dagegen Wohnung, Büro, Magazine und Fergstube für seine Handspinner und Weber. Weiter ein Spezereiwarengeschäft, aus welchem die Masse Arbeiter, die er in der Umgegend beschäftigte, sich zu versorgen günstige Gelegenheit hatte. In diese Zeit fiel auch die Societäts-Verbindung mit seinem Schwager Josef Anton Schlumpf.

Ich habe bei meinem diesjährigen dreiwöchentlichen Aufenthalt in Neu St. Johann die Korrespondenzen respektive meine Briefe, so ich an meinen Bruder Kaspar daselbst geschrieben, wieder zu Hand nehmen können (im September 1879 war's) und glaube ich am besten zu tun, wenn ich meine weiteren Erzählungen auf diese Auszüge dieser Briefe stütze, indem so der Wahrheit nicht näher gekommen werden kann. Es mag freilich manches nicht hierher gehören oder zu passen scheinen und möchte man mich deswegen entschuldigt halten. Mit Brief, datiert Männedorf, 6. Februar 1839, schrieb ich unter anderen an Kaspar: Wir wohnen seit ein paar Tagen wieder am alten Herd, leben froher und ersparen die Kosten eines zweiten Haushaltes.

## Männedorf, 18. Februar 1839. Lieber Bruder!

Ich habe Dir schon das letzte Mal einige Worte über unsere Straussengeschichte geschrieben. Es sieht bei uns immer trüber aus und wenn die dumme Volksmasse mit ihren schlechten Verlarvten an der Spitze die Oberhand gewinnt, so wird es bei uns wieder so dunkel werden wie vor der Revolution. Es ist alles darauf abgesehen, die köstliche Freiheit, die unsere Väter mit so viel Anstrengung und grossen Opfern errungen, wieder zu untergraben. Das Volk lässt sich schrecklich verblenden!

Man darf bei uns das freie Wort für Vernunft nicht mehr reden, wenn man nicht gefasst und sogar verfolgt sein will und gibt die Regierung nicht nach, so kann es zu traurigen Auftritten kommen, denn fanatischer waren die Leute noch nie und am lautesten tun die, wo sonst keinen rühmlichen Lebenswandel führten.

Am 24. April 1839 war der Geburtstag meines ersten Töchterchens, am 16. Mai wurde es mit dem Namen Amalie getauft. Aber am 21. August starb es schon wieder unter grossem Herzeleid. Mit dem Brief vom 21. August 1839, in welchem ich Bruder Kaspar Anzeige von diesem Todesfall machte, schrieb ich ihm ferner: Denke auch, Schneckensburger schrieb, dass ihm am 16. dies ein Knabe namens ? 5 Jahre alt gestorben sei und den folgenden Tag darauf seine Frau, unsere Schwester Luisa, nach achttägigem Nervenfieber. Diese traurige Nachricht hat uns, besonders die liebe Mutter, sehr ergriffen. Hier lasse ich noch einen Briefauszug folgen von Bruder Rudolf in Zürich, den er an Kaspar in Neu St. Johann geschrieben hat.

## Zürich, 8. September 1839. Lieber Bruder!

Du wirst von unserer Revolution gehört haben oder wenn Du noch nicht alles weisst so wird Beilage Dir erzählen. Bei uns sind G. I. Personen und Eigentum gut davon gekommen und ist auch ausser dem Gefecht das eine Stunde dauerte Niemand und kein Eigentum verletzt worden, obschon man vielleicht eine solche Menschenmasse mit Stöcken, Flinten, Gabeln, Sensen, Mordund Morgensternen etc. noch nie in der Stadt sah. Demnach waren es für die, so nichts zu gewinnen haben, Schreckenstage und Gott sei Dank, dass die drei ersten vorbei sind. Möge diese Woche noch glücklich ablaufen. Heute Abend werden acht Gefallene beerdigt. Von den blessierten sind heute Morgen wieder zwei gestorben.

Ich gebe hier noch zwei Auszüge aus Briefen meines Schwagers Fritz Pfenninger in Stäfa, die er meinem Bruder oder seinem Schwager in Neu St. Johann über die skandalösen reaktionären Bewegungen der Pfaffen- und Aristokraten-Herrschaft unseres Kantons geschrieben.

### Stäfa, 20. September 1839. Lieber Schwager!

Wie man so im Stillen vernimmt, soll sich schon unter den grossen Häuptern in Zürich Unzufriedenheit zeigen und es steht zu erwarten, dass das neue Staatsgebäude von keiner Dauer sein wird. Noch muss man sich in Acht nehmen, um nicht ein Opfer unseres Jahnhagelsvolkes zu werden. Ich gehe heute nach Zürich und wie ich etwas Neues erfahre, sollst Du es wissen.



Stäfa, 6. Oktober 1839. Lieber Schwager!

Soeben erhalte ich von Zürich aus inliegendes Blatt, das Dich interessieren wird. Du siehst, wie einige unserer verfluchten Pfaffen sich bemühen das verblendete Volk ferner in der Dummheit herumzuführen. Der Pfaff H. (M oder N) in W. soll sogar von der Kanzel herab gesagt haben, dass die unglücklichen Landleute in Zürich einen Tod gleich Winkelried ausgestanden haben. Bedenke diese niederträchtige Frechheit. Man sollte zur Ehre Winkelrieds diesen Kerl strafen lassen.

Auch in unserem abgelegenen Ausserfeld verspürte man die Folgen dieser traurigen Zeit des 6. Septembers oder «schlechten September», wie man ihn später titulierte. Die Leute, mit wenigen Ausnahmen, waren so fanatisiert, dass man des Lebens kaum mehr sicher zu sein glaubte, von Beschimpfung nicht zu Reden. Von Mittag an und bis in die Nacht hinein des betrübt denkwürdigen Tages zogen sie scharenweise unter Sturmgeläute der Kirchen nach Zürich zur Rettung der Religion, so bunt und verschiedenartig gekleidet und bewaffnet, wie es kaum je bei Landstürmen hat geschehen können, fast zum lachen!

Ich blieb über die ganze Zeit zu Hause hinter den Jalousieladen und wagte mich nicht heraus und so flüchtete sich auch mein Schwager Pfenninger von Stäfa zu mir in das willkommen, abgelegene Ausserfeld und blieb, bis die grösste Gefahr vorüber zu sein schien, in unserem Haus verborgen. Zum Glück hatten wir gute Nachbarn, Frau Hauptmann Witwe Gugolz mit ihren zwei wackeren Söhnen Kaspar und Jakob, die von diesem ansteckenden Fanatismus nicht ergriffen, bei Vernunft blieben. – In Stäfa glaubten sich die Aufgeklärten und wahrhaft Freisinnigen auch von der Volkswut schützen zu sollen, indem sie für einige Zeit nach dem benachbarten Kanton St. Gallen auswanderten. Im Weiteren verweise ich auf die Geschichte und darauf, wie die fortschrittlichen Männer Professor Strauss und Seminardirektor Scherr infolge dieser totalen Staatsumwälzung von ihren Stellen suspendiert worden sind.

Neben meinen landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigte ich mich in diesem Jahre viel für meinen Bruder Caspar respektive Schlumpf & Bindschedler in Neu St. Johann mit Einkäufen von Abfällen bei den Seidenfabrikanten um den Zürichsee herum, in allen möglichen Farben wie solche bei denselben vorkommen. Diese liessen sie zuerst nach den Farben sortieren, dann kämmeln und schleizen, hierauf von Hand spinnen. Daraus wurde fabriziert: Strickseide, Nähseide und auch einfach, an Strumpfweber verkauft oder denselben zu verarbeiten im Lohn übergeben, um Strümpfe, Handschuhe, Kappen etc. daraus zu verfertigen.

Ich beschäftigte in meinem Hause selbst eine Zwirnmaschine mit mehreren Arbeitern. Zu diesem Zweck aber dann bemühte ich mich um Weiteren mit dem Absatz dieser Fabrikate, indem ich mit Schlumpf & Bindschedler eine Art Assoziierung einging und was durch meine Hände passierte, «à compte demie» verstanden war. Man sieht, dass ich, wie man sagt, vom Mausen nicht lassen konnte! – Von meinen Unfällen etwas erholt und wieder freier atmend, ging mein Sinnen und Trachten aufs Neue an, wie's möglich sei, meine erworbenen Kenntnisse zu verwerten! In der Wahl nicht exquis, langte ich schon nach dem nächst sich darbietenden. Wenn nur nichts oder doch wenig dabei zu riskieren war. Von dem väterlichen Gut dachte ich mich diesmal weniger schnell trennen zu wollen, als es vorhin der Fall gewesen, hatte ich doch hier den sichersten Hafen, bis wirklich wieder einmal die Zeit gekommen, um mich auf wogende See zu begeben. Dieser Trost führte mich und befriedigte einstweilen das minime Wirken, das mir von Neu St. Johann ausgeboten ward.

Diese Versuche, wie es sich am Ende wenig vernumerierend herausstellte, hatten mindestens die gute, geistige Tätigkeit zu unterhalten. Für angebahnte Geschäfte tat ich, was nach meinen Kräften und der zugemessenen Zeit möglich war, um meine Freunde in Neu St. Johann zufrieden zu

stellen. Dagegen hatte ich, nach der heute wieder durchgelesenen Korrespondenz von 40 Jahren her, vielfach Ursache zu klagen, dass sie mich vernachlässigten und nicht nach Versprechen Waren lieferten oder dann zu sehr verspätete und mich gegenüber meiner Klientschaft in stete Verlegenheit brachten. Ein korrentes Geschäft konnte bei solchen Mängeln unmöglich zu Stande kommen. Schlumpf & Bindschedler waren durch ihre anderen Geschäftszweige zu sehr in Anspruch genommen, als dass sie dem zwischen und die nötige Betrachtung hätten schenken können. – Kaum mit vieler Mühe ins Leben gebracht, musste ich zur Erkenntnis kommen, dass bei solchen Ungewissheiten auf eine Fortsetzung keine grossen Hoffnungen gebaut werden können. Da sie die Proposition machten, die «Compte à demie»-Rechnung wieder zu sistieren und jeder Teil an seinem Ort den Nutzen selbst zu suchen habe und ich nicht Lust hatte, so vielem Risiko des Kreditierens wegen mich auszusetzen, so beklagte ich mich darüber bitter und bezichtigte es als Wankelmut. Daraufhin ging es noch einige Zeit im gleichen fort. Anfangs September aber vergleichen wir uns dahin, dass sie das sämtliche Warenlager übernehmen und dass ich dagegen ohne ihre Zustimmung diesen Artikel nicht mehr machen werde.

Durch diese neuen Täuschungen, wenn auch dabei wenig pekuniäres Opfer zu bringen war, mussten wieder Regungen den Missmut überhand nehmen und sich dieselben weiter in die Familie seitens meiner Frau verpflanzen - Frau Wörpel von hochfahrendem und herrschsüchtigem Geist mochte es nicht vertragen, dass ihr Schwiegersohn nicht in glänzenden Verhältnissen und dass ihre Tochter zur Bäuerin retrogradiert sei. Es gab Missstimmung recht unangenehme Tage für mich! Ich war eben nicht der Mann zu sofortigem Nachgeben – doch ein Entgegenkommen von meiner Seite schien der Klugheit wegen geboten. Ich machte daher Versuche, das Gut in Männedorf zu verkaufen, um uns dann auf dasjenige in Stäfa zurückzuziehen. Es sollte und wollte aber zu anständigem Verkaufspreis nicht gelingen. Unter diesen Umständen erinnerte sich mein Bruder Rudolf in Zürich wieder zu rechter Zeit meiner.

### 2.18 Reisender beim Hause Tobler & Bindschedler

Er offerierte mir nämlich die Stelle des Reisenden in seinem Hause Tobler & Bindschedler, welche gerade durch den Austritt des bisherigen, namens Streuli, vakant geworden war. Die Reisen nahmen wohl sechs Monate im Jahr in Anspruch, zwei Reisen in Deutschland je einviertel Jahr und zwei bis drei in der Schweiz von je nur acht bis vierzehn Tagen. Diese Offerte kam mir natürlich ausserordentlich erwünscht und das um so gelegener, weil ich daneben meinen beiden Heimwesen in Männedorf und Stäfa auch gehörige Zeit widmen konnte, so dass meine Mutter und meine Frau nicht ganz damit beladen werden mussten. Das Jahreshonorar betrug tausend Gulden (2'330 Fr.); scheinbar keine grosse aber dafür sichere Einnahmequelle.

Diese Reisen besorgte ich während vier Jahren, sie berührten Baden, Würtemberg und Bayern. Überall waren schon durch meinen Vorgänger Verbindungen angeknüpft und blieb mir übrig, den Geschäftskreis zu erweitern. Herr Streuli war ein geschickter Kaufmann und ein gerne gesehenen und beliebter Reisender und es hielt für mich schon etwas schwer, einem solchen nachzudienen, namentlich für den Anfang, bis eine gewisse Routine gewonnen war. Ich stand bloss darin ebenbürtig oder hatte vielleicht etwas voraus, dass ich als gewesener Spinner kompetent im Beurteilen der Baumwoll-Gespinnste war und die Ausbietungen mit vollster Sachkenntnis machen konnte und ich im Fall war, bei vorkommenden Reklamationen die öfter grundlosen Einreden mit Überzeugung in die gehörigen Schranken zurück zuweisen. Es musste hinwieder für mein Haus zum Vorteil dienen, dass meine Rapporte oder Geschäftsberichte klar und deutlich abgefasst waren über die Wünsche und Verlangen der Abnehmer, über die Verwendung der Garne und was für Berücksichtigungen zu machen seien. Ich arbeitete mich also vermöge schon innegehabter praktischer Kenntnisse in kurzer Zeit ziemlich vollständig hinein und hatte Lust dafür. Ja, wenn ich

nicht an eine Heimat hätte sinnen müssen und zwar öfter mit etwas schwerem Herzen, ich würde mir dieses Metier nicht nur vorübergehend als Aushilfe haben oktroyieren lassen, nein!

Ich hätte mir damit ein reichliches Auskommen schaffen können, besonders als Provisionsreisender für grössere Spinnereien, Färbereien etc. oder auch für eigene Rechnung, indem ich mich in einer Stadt Deutschlands wie beispielsweise Augsburg niedergelassen hätte. In meiner Stellung gegenüber Tobler & Bindschedler konnte und wollte ich aber nichts tun. Es wäre ja höchst undankbar gewesen, als Konkurrent gegen sie aufzutreten.

Es sind seit dem 36 Jahre verflossen und damals waren es noch goldene Zeiten gegen heute; dies nachträglich zur Unterstützung meiner obigen in Aussicht gehabten Pläne, denen ich noch beifügen darf, dass ich auch auf meinen Reisen in diesen vier Jahren in manches Geschäft zu blicken und es zu beobachten Gelegenheit hatte, das zu Kombinationen hätte führen können, wenn ich mich gerade disponible zu machen gewusst hätte.

Es war schon zum Voraus bestimmt, dass der Sohn meines Bruders, Fritz Bindschedler, mein Nachfolger zu geben habe, so bald seine Wanderjahre vollendet waren. – Nun, von Marseille als letzte Station zurückgekehrt, hatte die Stunde für mich geschlagen! Es war beschlossen, dass ich noch eine Reise nach Deutschland mache und er, Fritz, mich zu begleiten habe. Diese Reise wurde Mitte Juni 1844 angetreten und wie üblich ausgeführt. Die Reisen in Deutschland waren so eingeteilt, dass man an bestimmten Orten Ruheplätze hatte; eine Art Hauptquartier von welchen aus die Umgebung exploitiert wurde. Es waren beispielsweise Kempten, Thannhausen, Ulm, Reutlingen, Stuttgart und besonders Augsburg, wo, wie auch in Stuttgart und Lindau, die einkassierten Barschaften an Banquiers abgegeben werden mussten.

Es möge gerade hier noch der Ort sein zu erwähnen, dass mich auf letzter deutscher Reise bei meiner Ankunft in Stuttgart, den 13. Juli 1844, die freudige Botschaft überraschte, dass meine Frau am siebten glücklich von einem Knaben entbunden worden sei. Dies schien für mich ein Ereignis unter guten Auspizien, weil ich die Königsstadt als Ruhequartier allen Anderen vorzog und diese angenehme Neuigkeit mich noch um so fröhlicher stimmte als ich des festen Glaubens war, dieser männliche Erbe meines Namens werde meinen Lebensabend durch seine kindlichen Pflichten mir ebenso versüssen, als ich mir bewusst bin, dasselbe gegen meine Eltern getan zu haben. Den 18. Juli 1844 in der zu Stäfa mit dem Namen Friedrich August aus der Taufe gehoben, ist es der gegenwärtig in Nieder-Uster an der Spitze des Florettseidenspinnerei-Geschäftes tätigst wirkende Sohn August.

Auf die Geschäftsreise zurück kommend, ist zu bemerken, dass mir später noch einige Touren in der Schweiz und des Schwarzwaldes zu machen aufgetragen wurden.

Es ist nicht zu unterschätzen, wie wichtig es für angehende junge Kaufleute von solidem Charakter und nicht weniger auch der Industrie sich widmende ist, die Welt mittelst Geschäftsreisen kennen zu lernen und das bei Hause im engen Kreis eingesogene Einseitige zu vertauschen mit vorkommenden vielseitigen Erfahrungen, wo dann häufig ganz andere Ansichten gewonnen werden und der Horizont des Denkens mächtig sich weitet. Erst in meinem späteren Leben und nachdem ich ein dankbares Geschäft ergriffen, wurde ich recht gewahr, was mir persönlich die Reisen genützt und wie viel ich denselben zu verdanken habe. Durch eben dieselben wurde ich von meinen Niederlagen wieder aufgerichtet und zu richtigen Bewusstsein zurückgeführt, Handelskenntnisse bedeutend erweitert und zu neuem, frischen Mutes erweckt. Sie sind mir daher auch in stetem gutem Andenken, diese Geschäftsreisen, welche ich glaube aufs Gewissenhafteste ausgeführt zu haben, wofür auch die Anerkennung nicht ausgeblieben ist.

Ich darf wohl hier auch einen speziellen Fall erzählen in einer wichtigen Aufgabe, die ich zu lösen hatte: Es war nämlich auf einer deutschen Reise, die ich zu machen im Begriff stund, als die



«Ordre» von Zürich kam, mich für eine Reise nach Wien vorzubereiten und dass ausführlichere Instruktionen nachfolgen werden. Dieser nachkommend hatte ich auch für ein Pass-Visa aus der Schweiz nach Österreich zu sorgen, wo damals in dieser Beziehung grosse Strenge an der Tagesordnung war. Diese Formalität versäumte die Reise dahin um acht Tage, die ich noch mit einem Abstecher ins Würtembergische ausfüllte. Endlich konnte die Reise von Augsburg aus am 20. Juni 1843, wo Pass und Instruktionen meiner harrten, angetreten werden. Ich richtete mich nach Regensburg, unterwegs die Städte Neuburg, Ingolstadt berührend, wo ich mein Fuhrwerk samt Kutscher halt machen liess, mit dem Befehl, da zu warten, bis ich wieder komme.

Von Regensburg aus benutzte ich das Dampfboot, das mich in einem Tag und einer Nacht bis Nussdorf brachte. Von dort in einer Stunde Omnibusfahrt nach der Stadt. In Nussdorf schon war scharfe Kontrolle für Pass und Visitation der Kleider, sogar auch der Brieftasche, wobei der Inspektor einen verschlossenen Brief entdeckte, der mit einem Gulden wegen Postcontravention gebüsst wurde. Meine Effekten, in einem Koffer bestehend, transportiere man auf das Hauptzollamt in Wien, wo ich solche nach unter meinen Augen geschehener Visitierung zu Handen nehmen konnte gegen etwelche Kosten, dann mir bedeutend, noch in ein Zimmer zu treten, wo in einer Art Verhör über den Zweck meiner Reise und meinen Aufenthalt in Wien ich befragt wurde und wie lang ich zu bleiben gedenke, worauf mir eine Aufenthaltsbewilligung ausgestellt wurde, die einen Gulden kostete. Diese war nur für acht Tage gültig nach deren Ablauf man aufs Neue sich persönlich einzustellen und um Verlängerung einzukommen hatte. Auch zur Abholung der Pässe musste persönlich erschienen werden.

Ich nehme an, solche nichtsnutzigen Plakereien seien nur gegen Schweizer und gegen aus der Schweiz Kommenden angestrengt gewesen, dem Asyl-Land aller Revolutionäre (worunter viel Hallunkenpack).

Es ist an der Zeit endlich auf meine Mission überzugehen, welche die Veranlassung war, mich nach Wien zu begeben: Tobler & Bindschedler hatten schon seit längerer Zeit eine lebhafte Geschäftsverbindung mit dem Hause Berblinger & Wesendonk in Wien, indem demselben ziemlich regelmässige Garnsendungen in hohen Beträgen gemacht wurden. So viel ich mich noch erinnere, konnte für dieselben nach drei Monat Zeit trassiert werden in Wechseln per drei Monate Dato. Da stets gehörig honoriert worden, so setzte man das beste Zutrauen in die Kreditfähigkeit. Aber plötzlich, mitten im besten Vertrauen, trat eine Stockung ein. Die Wechsel kamen einer nach dem andern mit Protest Mangel-Zahlung zurück; das musste wie begreiflich Tobler & Bindschedler in nicht geringen Schrecken setzen und bin ich daher in dieser Notlage beordert worden, nach Wien zu gehen, ausgerüstet mit Vollmachten für alle Eventualitäten, um je nach Umständen mit Milde oder auch äusserster Strenge zu verfahren.

Das war eine sehr delikate Aufgabe, die richtig zu lösen Umsicht, nüchterne Beurteilung und Erwägung im höchsten Grad erforderte. Meine ersten Schritte richteten sich dahin, Erkundigungen einzuziehen. Tobler & Bindschedler waren nämlich auch noch mit andern Häusern auf dem Platz in Geschäftsbeziehung. Dann hatte ich noch Empfehlungsschreiben an einen Banquier. Bei diesen Rekognoszierungen, denn anders war es ja nicht, da ich von dem wahren Motiv derselben vorderhand nichts verlauten lassen mochte, konnte ich nichts wahrnehmen, das auf ihre auf dem Platz Wien geltende Solvabilität einen besonderen Schatten warf. Gewisse Meinungen, dass das Haus grosse Geschäfte mache, vielleicht mehr als die eigenen Mittel es erlaubten oder dass ein grosser Aufwand geführt wurde, konnte ich nicht als gravierend auffassen, Neid und Missgunst ist überall gleich!

Mit diesen beruhigenden Eindrücken und erleichterten Herzens präsentierte ich mich den Herren Berbelinger & Wesendonck, die etwas überrascht, mich zwar freundlichst bewillkommten. Ohne lange Umschweife eröffnete ich den Zweck meines Hierseins und dass ich wünsche, dass die Herren in der Lage seien, mich auf eine Weise zu befriedigen, dass ohne Intervention von dritter Hand, die obschwebenden Differenzen beordnet und abgetan werden können. Nun erfolgten Entschuldigungen über das Vorgefallene das fast unmöglich vorauszusehen gewesen sei, da

Seite **43** von **91** 

ihnen von Seiten des Banquier auf die unerwarteteste Weise plötzlich der Kredit gekündigt worden sei. Sie wurden daher in die traurige Lage versetzt, ihre Unterschrift momentan nicht honorieren zu können. Dies sei aber eben nur vorübergehend der Fall, indem, wenn man Zeit gönne, sie ihre Verpflichtungen nichts desto weniger doch nachkommen können. Sie würden, auch wenn das Gericht einzuschreiten hätte, sich gehörig auszuweisen wissen mit beträchtlichen Fonds gearbeitet zu haben und eben nur durch den unvorhergesehenen Entzug des Bankkredits in diese höchst unangenehme Situation geraten zu sein. Hierauf proponierten mir diese Herren und baten mich, von den Büchern als auch von früheren Inventarien und Bilanzen Einsicht zu nehmen und versicherten mich ihrer Bereitwilligkeit mit jeder nur wünschbaren Auskunft entgegen zu kommen und die Arbeit mir zu erleichtern.

Noch muss ich voraus schicken, dass ich vor diesem ersten Besuch einen Rechtskonsulenten engagierte und mich mit ihm wegen nötigenfalls schneller Exekution der Wechselproteste ins Vernehmen setzte und denselben beauftragte gehörigen Orts Erkundigungen einzuziehen, ob noch keine Exekutionen von anderen Seiten stattgefunden haben. – Ohne mich näher auszustreichen, was ich zu tun gedenke, entfernte ich mich von den Herren Berbelinger & Wesendonk, um gleich dem Rechtskonsulenten von dieser Unterredung Bericht zu erstatten und weitere Ratschläge einzuholen. Exekutionen seien keine von anderer Seite vorgekommen, konnte er mir in erster Linie zur Beruhigung mitteilen, also war das Haus in dieser Beziehung noch nicht kompromittiert und noch aufrecht. Er glaubte mir nun, in beidseitigem Interesse für Kreditor als Debitor raten zu sollen, die Anerbietungen der Herren Berblinger & Wesendonk zu berücksichtigen und Einsicht von den Büchern zu nehmen, so umständlich bis ich bis zur Evidenz von der wahren Sachlage überzeugt sei! Dieses nämliche Haus machte auch noch Garnbezüge von den grösseren Baumwollspinnereien des Kantons Zürich. Diejenigen, dem Hause Tobler & Bindschedler befreundeten, wurden nun aufmerksam gemacht, dass, wenn ihnen damit sei, meine Person zur Wahrung ihrer Interesse, ihnen zu Dienste stehe.

Nun kamen mehrere solche Proteste noch nach, dass die Summe samt den noch unverfallen in Zirkulation befindlichen die respektable Summe, nämlich gegen fünfzigtausend Korrent Gulden sich betragen mochte (Frs. 125'000.--). – Ich entschloss mich also unter dem Vorbehalt, dass der Status quo erhalten bleibe, so wie er sich bei meinem ersten Besuch befand und, dass keinerlei Veränderungen vorgenommen werden, auch nicht eine allfällige Insolvenz-Erklärung abgegeben werden dürfe, anstatt den Weg der exekutiven Gewalt einzuschlagen den Versuch zu wagen, ob nicht durch gütliche Handreichung eben so viel oder mehr gerettet werden können und damit auch die Fortexistenz des mit dem Fall bedrohten Hauses. Dass dabei Gefahr wegen Zeitverlust Hand in Hand ging war mir gar wohl bewusst, ebenso dass meine eigene Verantwortlichkeit sich mit dabei befand. Ohne einen Augenblick zu verlieren, legte ich mich hinter das Geschäft der Untersuchung der Bücher, der vorangegangenen Bilanzen und machte meine Notizen in klarer Darstellung zur Übermittlung an mein Haus in Zürich. Nach ein paar Tagen unausgesetzter Arbeit brachte ich es so weit, die Überzeugung zu gewinnen, dass nicht nur kein Defizit vorhanden sei, sondern ein Aktiv-Überschuss zu konstatieren war. Mögen immerhin die Schätzungen des Warenlagers und übrigen Gegenstände vielleicht etwas hoch geschätzt worden sein, so konnte mir kein Zweifel aufkommen, dass Deckung genug vorhanden sei, wenn nicht gerichtlich, also forciert liquidiert werden müsse.

Das Haus stand vor wenigen Jahren noch auf sehr splendiden Füssen, aber zu gewagte Spekulationen brachten es in diese fatale Lage.

Ich fasste nun ein Gutachten ab, belegt mit Zahlen als Resultat meiner Untersuchungen und beantragte, den Weg des strengen Rechtes nicht zu betreten; dafür lieber Zahlungsaufschub zu gestatten oder, was noch besser wäre, das Haus mit weiteren Krediten zu unterstützen. Das Entgegenkommen der Herren Berbelinger & Wesendonk und die Mühe, die sie sich gaben während der acht Tage, in denen ich auf ihr Bureau kam, mussten die Zweifel, die ich anfänglich in ihre Aufrichtigkeit

und Rechtschaffenheit setzte, zuletzt ganz verweichen und mir den Glauben beibringen, dass ich ganz honetten Leuten gegenüber stehe, denen Ehre und guten Ruf doch über alles gehen. Die Wichtigkeit der Sache gebot natürlich, dass ich den Platz erst dann verlasse, wenn alles so weit geordnet sei, dass alles weitere ohne persönliche Gegenwart abgetan werden könne. Die Herren Tobler & Bindschedler schenkten mir, als ihrem Vertreter und Bevollmächtigten, das vollste Zutrauen, indem sie meine Vorschläge annahmen. Es wurde ein Moratorium gestattet, nicht nur von ihnen sondern auch von den anderen Kreditoren, welche mir ihre Forderungen zur Wahrung anvertraut hatten. Die Herren Tobler & Bindschedler gingen noch weiter, sie reichten nebenbei noch hilfreiche Hand!

Das Haus Berbelinger & Wiesendonk erholte sich vollständig wieder aus dieser Krisis und Tobler & Bindschedler waren noch einige Jahre in lebhafter Verbindung mit demselben.

Die glückliche Lösung dieser Aufgabe hat mir für später mehr genützt, als wenn ich ein ganzes Jahr Vorlesungen über Handelsrecht angehört hätte, da in vorliegendem Fall der Humanität wesentlich der gute Ausgang zu verdanken ist. Es wäre freilich falsch gerechnet, wenn man dieses Verfahren als Norm aufstellen wollte, zumal in den meisten Fällen nur Undank und Spott eingeerntet werden könnte.

Wie ich berichtet hatte, war infolge der Vorausbestimmung der «Remplaçant» an meine Stelle als Geschäftsreisender getreten und ich konnte wieder in ungestörter Ruhe zu meinen Penaten zurückkehren. Diese aber sind seit Maitag wieder in mein Haus in Stäfa verlegt worden.

### **2.19** Verkauf des Bauerngutes in Männedorf (1843)

Es zeigte sich nämlich anfangs November 1843 ein Liebhaber für das Bauerngut in Männedorf namens Johann Oetiker aus dem Allenberg, mit dem ich mich bald einigte, da ich diesem strebsamen jungen Mann, aber mit wenig Vermögen, einen sehr mässigen Preis verlangte, den er auch ohne zu markten annahm und die Zahlungsbedingungen echelonierte. Der Antritt hatte mit Martini 1843 zu geschehen, mit dem Vorbehalt, dass ich bis Maitag 1844 mit meiner Familie noch im Haus wohnen dürfe. Ich musste in Stäfa eben erst einem Mieter auf ein Halbjahr künden, um Platz zu bekommen.

Die Trennung von diesem Heimwesen, das vom Urgrossvater Rudolf Bindschedler Ende 1779 angekauft wurde und unter die vorzüglicheren in Männedorf gezählt werden durfte, tat mir besonders aber meiner Mutter weh. Nicht, dass ich seit 1837, in welchem Jahr dasselbe, nach dem Ableben meines Vaters, in meinen Besitz übergegangen ist, glückliche Jahre gehabt hätte. Nein, das Gegenteil, denn mit Ausnahme des 1842 Jahrganges waren alle im Wein-Ertrag «très ordinaire». Das beste darunter wäre der 1841er Jahrgang gewesen. Da kam am 23. Juni 1841 nachmittags zwischen drei und vier Uhr ein solches Hagelwetter unter heftigstem Sturm den Zug aegen Hombrechtikon bis über Bubikon und Dürnten nehmend, dass die Gegend einer Wüstenei glich. In Bubikon fegte der Sturm eine Scheune und schädigte eine Menge Gebäude. Der Schaden an Fruchtbäumen und Wäldern war unermesslich. Die schönsten Bäume lagen entwurzelt zu Boden. Und so hauste eben dieser Orkan auf meinem Gut in Männedorf; die Reben waren total zerschlagen und zerfegt und so die Feldfrüchte, Wiesen und Gärten. Die sechseinhalb Juchart Reben dieses Bauernhofes gaben im Jahr 1834 an Wein 310 Eimer und über 200 Eimer anno 1842. Wenn ich für 1841 nur den Drittel durchschnittlich von diesen Zweien annehme, so hätte die Weinlese etwa 85 Eimer ergeben können. Die Qualität dieses Jahrganges war so vortrefflich, dass sie dem 1834 kaum nachstund, aber im Preis bis auf acht Gulden per Eimer besser bezahlt wurde des geringeren Quantums wegen. Ich konnte aus den Trümmern meiner von Hagel und Sturm

ruinierten Reben im Ganzen etwa 15 Eimer zusammenlesen. Der erlittene Schaden belief sich am Wein einzig auf etwa 3'500 Frs. Am Obst oder Mostertrag etwa ein Fünftel dieser Summe (nach heutigen Preisen würde es das Doppelte gemacht haben). Dann ist nicht zu vergessen, was der Weinstock und die Bäume auch noch für die folgenden Jahre zum Nachteil des Ertrags gelitten hatten. Bei diesem Ungewitter, dessen ähnliche alte Leute sich nicht zu erinnern wussten, war meine gute Mutter in grosser Gefahr. Sie war etwas entfernt ausser dem Hause und bei der Blitzesschnelle, in der das Gewitter heran brauste, wurde sie von demselben überfallen und konnte sich nur mit Not noch unter das Dach der Scheune retten, wo sie aushalten musste. Wir andern waren nur etwas fünfzig Schritte unter sicherem Dach entfernt, konnten nichts tun wegen des schweren Schlossen und der Regenflut.

Man wird jetzt also begreifen, dass meine Sympathien für das väterliche Heimwesen nach den oben angeführten Ursachen, sich nicht auf das Materielle bezogen, sondern hauptsächlich darauf, dass es ein Erbgut war, wo meine Ahnen ihr Leben in Glück und Zufriedenheit zugebracht und ich die schöne Jugendzeit bis ins 13. Altersjahr! Es ist nicht verhehlen, dass ich wirklich gerade die schlimmsten Jahre seit langer Zeit auf dem väterlichen Gut zubrachte als es vor und nach der Fall gewesen ist! Alle Besitzer desselben nach mir, und es waren nicht weniger als vier, die im Verlauf von 36 Jahren wechselten, machten gute Fortschritte und Gewinn beim Wiederverkauf. Das Gut war trotz diesen öfteren Wechseln stets in guten Händen. Jedermanns Trachten ging nur dahin zu verbessern und zu äufnen. Und so steht heute dieses Landgut in musterhafter Weise als eines der best bewirtschafteten in Männedorf da und führt gegenwärtig den Namen «Feldhof».

Zwei Bürden waren jetzt nacheinander weniger auf mir und meiner Familie. Der Bauernhof in Männedorf und die Geschäftsreisen. Es trat mit dem Spätsommer (die letzte Reise endete am 12. August 1844) eine Ruhepause ein, die mir seit langem ungewohnt war. Darein konnte sich aber gut meine Frau schicken und der ich es von Herzen gönnen mochte. Weniger gut schickte sich dagegen meine Mutter in ein Stillleben, das gegen ihre Natur war; sie langweilte sich und wie es vielen Menschen bei solchen Änderungen zu gehen pflegt, sie vertragen den Wendepunkt von Arbeit zur Ruhe nicht in die Länge und so ging es leider auch meiner Mutter. Die kerngesunde, starke Frau hatte eine Art Heimweh, sie langweilte sich, der heitere Humor litt darunter und lebte sie so im Stillen dahin.

### **2.20** Der Tod der Mutter (1847)

Ich gebe hier im Auszug von Briefen, die ich an meinen Bruder Caspar in Neu St. Johann schrieb, über den Stand ihres Befindens Kenntnis:

- 17. April 1845: Wir hofften, dass es unserer lieben Mutter gegen den Frühling besser gehen werde, es ist aber leider nicht so; Abnahme und Schwächen des Körpers infolge schlafloser Nächte machen uns besorgt.
- 6. Juli 1845: Unsere liebe Mutter geht es so ziemlich, es ist eine allmähliche Abschwächung, die jetzige furchtbare Hitze drückt sie stark.
- 6. August 1845: Der lieben Mutter geht es so ziemlich gleich.

Die Briefe vom Jahr 1846 berichten nichts, was über den Gesundheitszustand der lieben Mutter Besorgnis hätte erwecken sollen. Umso weniger, als sie ihren Söhnen in Zürich und Neu St. Johann Besuche von mehreren Wochen hat machen können. Nun kommen wir jetzt aber zu dem fatalen Jahr 1847, wo ich an meinen Bruder schrieb:



- 17. Juli 1847: Es geht der lieben Mutter nicht besser und sie nimmt sichtlich ab.
- 28. September 1847: Die liebe Mutter hatte letzte Woche ein paar böse Tage, die uns besorgt machten, nun geht G.I. wieder besser.
- 9. November 1847: Die liebe Mutter nimmt so sehr ab und geniesst fast nichts mehr, dass wir ihrer Auflösung bald entgegen sehen müssen.
- 13. November 1847: Die Ahnung, dass Du vielleicht unsere liebe Mutter nicht mehr am Leben sehen könntest, ist leider schon in Wirklichkeit übergegangen, denn sie ist gestern Abend gegen zehn Uhr verschieden.

Damit ist ein Leben erloschen voll frommen Sinnes und werktätiger Liebe! Das Leben der treuesten Gattin und sorgsamsten Mutter und obschon von einfacher Erziehung und Bildung hat sie es verstanden, an ihren Kindern alles das zu wahren Segen zu tun, was anfangs des Jahrhunderts auf der Landschaft noch aussergewöhnlich war!

Gewiss also von unserem Heimwesen in Männedorf mit Wehmut Abschied nehmend und an den schönen Wohnsitz in dem damals noch belebteren Dorf Oetikon-Stäfa zurückkehrend war nun, und wie konnte es anders ein, mein unruhiger Geist aufs neue beschäftigt, wie es möglich sei, meine besten Jahre einer meinen Kenntnissen entsprechenden Tätigkeit zuzuführen.

Seit dem Jahr 1837 war ich sozusagen in beständigen Diensten meines Bruders Caspar, respektive Schlumpf & Bindschedler in Neu St. Johann in der Weise, dass ich ihnen behilflich war, die zu ihrer Fabrikation nötigen Rohstoffe auszusuchen und die Käufe zu vermitteln. Und weil es in vielen Fällen ohne materiellen Nachteil für mich geschehen konnte, so machte ich mir nicht nur ein Vergnügen daraus, sondern ich tat es auch auf das Uninteressierteste, indem ich nie etwas für meine Bemühungen verlangte und auf Anerbietungen hin auch nicht annahm. Meine Reisen nach Deutschland und in der Schweiz waren ganz besonders dafür angetan, Quellen zu eröffnen für den Absatz ihrer Fabrikate und da die Herren Tobler & Bindschedler nichts dagegen hatten, so säumte ich um so weniger, meinen Freunden in Neu St. Johann nützlich zu sein.

Wenn in mir die Meinung aufkam, bei einigen dieser Artikel mich auch zu interessieren und es hauptsächlich «à compte à demi» oder gemeinschaftliche Rechnung zu tun wünschte, so konnte ein solches Zusammenwirken nur vom Guten sein, weil meine Handelskenntnisse den Vorteil geboten hätten den Geschäftsrayon zu erweitern und den Verschluss der Waren mehr und solider zu sichern, während mein Bruder sich ganz dem technischen Teil hätte hingeben und zum weit grösseren Nutzen fördern können. Versuche oder Anfänge wurden auch wirklich gemacht, es wäre ungerecht, wenn ich dieses ignorieren wollte. Aber kaum, dass man recht im Geschirr zu sein wähnte, so kam seinerseits eine Art Reue, wie letzt schon an gewisser Stelle mich deswegen zu beklagen im Fall gewesen bin. Bei derartigen Wiederholungen fand ich mich wie begreiflich in peinlicher Verlegenheit und musste meinerseits grosses Bedauern sein, solche Sinnesänderungen in dem Charakter meines sonst so braven Bruders entdecken zu müssen.

Der Bürde in Männedorf entledigt, in einer Situation, wie ich noch selten mich freier fühlte, konnte ich bei den gemachten Erfahrungen nicht mehr im Ernst daran denken, mit meinem Bruder Caspar als einziger Chef der Firma Schlumpf & Bindschedler mich in Verhältnisse einzulassen, bei denen die Interessen miteinander verbunden waren. Dagegen war ich nichts desto weniger und ohne Unterbruch bereit für seine Geschäfte zu tun, und eben auf uneigennützige Weise, was ich nur vermochte.

Die Unermüdlichkeit in Fortschritten des Faches der Florettseidengespunst fand keine Grenzen. Es bot ihm dazu willkommener Anlass und stimulierte ihn teils auch, die in den umliegenden Berghängen des Obertoggenburgs wohnende Klasse Leute, die auf Verdienst angewiesen waren, zu benutzen, von welchem Kapitel ich aber schon einmal eingehendere Beschreibungen gemacht hatte.

Während es im Erfinden und Ausbeuten seinesgleichen nicht viele gab, so fehlte ihm dagegen eben die Produkte seines Fleisses in entsprechender Weise an Mann zu bringen. So nämlich, dass er selbst den grösstmöglichen Erlös daraus zu ziehen in der Lage war, indem die Verwertung in den benachbarten Kantonen, worunter namentlich Bündten, nach bisheriger Art lange nicht mehr genügen konnte, so musste er und war genötigt immer und immer wieder an mich zu gelangen. Das Möglichste habe ich getan, um seinen Wünschen entgegen zu kommen und so jetzt aufs Neue wieder tat ich allem aufbieten, um das Feld des Absatzes zu erweitern. So richtete ich jetzt meine Blicke nach Rheinpreussen und auch nach den grossen Industriezentern von Frankreich.

Bei der sukzessiven Entwicklung der Florettgespinnste in Neu St. Johann, nun hauptsächlich aus den Rohstoffen von Strussi und Galetten gegen früher gefärbte Seidenabfälle, leuchtete es mir ein, dass daraus doch ein korrentes, nutzbringendes Geschäft für mich zu machen wäre und das von meiner Frau und der Mutter ebenso gewünscht wurde. Des nahen stieg der Gedanke aufs Neue in mir auf, frühere negative Schlüsse in Wiedererwägung zu ziehen und mit meinem Bruder zu unterhandeln. In dieser Absicht schrieb ich ihm in folgendem Brief, datiert Stäfa, 22. April 1846:

Da es jetzt mehr als früher in den Wünschen meiner Frau, meiner Mutter und mir liegt, in dem Florettfach nach Deiner Manier und Erfindung etwas zu machen und ich wegen vielen Bekanntschaften im In- und Ausland für den Absatz schon Vorteile für mich hätte, so habe ich in Voraussicht der Realisierung dieser Wünsche nach Deutschland und Frankreich um Auskunft wegen solchen Handgespinnsten geschrieben. Kommen mir ein wenig günstige Berichte, so könnte ich mich entschliessen, auf Deine Versprechungen hin dieses Geschäft zu betreiben. Darf ich Dich ersuchen, mir inzwischen eine Berechnung zu machen über ein Zentner per Woche, woher Strussi, die Kosten bis zum Garn und was für Arbeiter hier nötig wären? – Wie wäre es mit dem Fäulen für Schappe und wie mit dem Absieden für Fantaisie, um daraus Garne zu spinnen? Wie hoch kämen die Stumpen Garne stehen und müssten auch zum spinnen mechanisch zu breitet werden?

### Stäfa, 14. Mai 1846:

Ich hatte im Sinn, Euch einen Besuch zu machen. Ich möchte nämlich wegen Seidengeschäft eine Unterredung mit Dir haben. Aus Frankreich sind Berichte eingelaufen und zwar nicht ungünstige und finde desnahen, ehe zu etwas schreite, mich mit Dir mündlich zu besprechen. Der Bericht ist von Bruder Heinrich aus Montpellier, recht interessant. Seine neue Erfindung im Verarbeiten des Rohstoffes, die er schon vor etwa eineinhalb Jahren gemacht habe und sich dafür von der französischen Regierung brevetieren liess, muss ganz gelungen sein und er benutze sie selbsten zu grösstem Vorteil. Er hat auch Muster gesandt und Berechnungen und gibt Andeutungen, die alle Aufmerksamkeit verdienen. Ich wünsche daher sehr, die Sache genau mit Dir zu prüfen, um wo möglich zu einem Schluss zu kommen. Es drängt mich immer mehr, etwas der Art an Hand zu nehmen und in meinen jetzigen besten Jahren meine Kräfte aufs äusserste zu benutzen. Ich hoffe und weiss es, dass es Dir auch daran gelegen ist und Du mir mit Rat und Tat entgegen kommen wirst.

## Stäfa, 9. Juni 1846:

In etwa drei Wochen gedenke und bin entschlossen, die Reise nach Frankreich zu machen. Unterdessen hoffe ich, sehen wir uns noch, was ich wünsche!

Ich muss hier nachholen, dass, da Caspar sich eben in besseren, das heisst für die Grossfabrik passenderen Gespinnsten einliess, mir der Gedanke aufstieg, dass mein Bruder Heinrich, der seit zehn Jahren in Frankreich mit Spinnen von Florettseide sich befasste, gerade am besten im Fall sein könne, wegen Platzierung der Neu St. Johann Produkte Auskunft zu geben.

Es waren zwar mehrere Jahre verflossen, ohne dass zwischen Heinrich und mir Briefe gewechselt worden sind. Er hatte nämlich meine Kasse allzu sehr in Anspruch nehmen wollen. Da musste ich leider etwas ernstlich gegen ihn verfahren und das verursachte einen zeitweiligen Bruch. Darüber weggehend, schrieb ich nach Montpellier, wo er sich damals befand, und bat ihn um seine Meinung wegen Verwendung von Caspars Seidengarnen. Darauf kam seine Antwort wie sie im Auszug der oben zitierten Briefe wiedergegeben ist und meinen Entschluss, selbsten die Reise zu ihm von Montpellier zu machen. – Weil nun Bruder Heinrich wieder auf dem Platz erscheint, denke ich den abgebrochenen Faden auch wieder aufnehmen zu sollen, da wo ich ihn in Amezieu verlassen und am Schluss meiner Erzählung gewagt hatte. Nach den Eindrücken, die mir der Aufenthalt bei ihm als auch seine Beziehungen zu den Herren Kommissionären in Lyon, deren Besuch und Verhandlung ich auch beigewohnt, ein Urteil abzugeben, das heisst ein solches in petto für mich, das leider aber unheilvolle Ahnungen barg und um so schwerer lastete, wenn ich unwillkürlich an die Folgen gegenüber der noblen Familie des General von Rostaing denken musste. Es war bei Heinrich, man darf wohl sagen, zur zweiten Natur geworden, stets etwas mehr oder weniger im Gedrünge zu sein!

## **2.21** Die Peigneuse (1846)

Getrieben durch seinen Spekulationsgeist, der ihm keine Ruhe liess, wie wir ihn in seiner Vergangenheit ja schon kennen gelernt haben! Wenn er rechnete oder Übersichtspläne machte, ehe er zur Ausführung schritt, und das tat er gewiss, so geschah es auf so sicher kalkulierende Art, als hätte er den Vogel auf dem Dach schon in festen Händen. Von Unvorhergesehenem hatte er keine Begriffe oder dann ganz falsche! Amezieu sollte eben fatalerweise nur eine neue Auflage seiner Missgeschicke sein. Auch da immer mehr in die Enge getrieben, an allem Mangel leidend, weil ohne Kredit, im höchsten Grad von Missmut und der Verzweiflung nahe, glaubte er am besten zu tun, den Platz heimlich zu verlassen und den Verlegenheiten und Bedrängnissen sich so zu entziehen. – Wie lange er so herum geirrt und wie er sich durchgeschlagen, ist mir nicht im Wissen. Von Amezieu gegen die 1840er Jahren weg, mag er in Montpellier doch bald darauf in die Dienste des Mr. Volkart gekommen sein, der eine Seidenspinnerei hatte, aber halb ins Stocken geraten war. Mit diesem kam ein Vertrag zustande, laut welchem Heinrich neben einem fixen Salaire einen gewissen Anteil am Benefice hatte.

Mitte Juli 1846 ist es, dass ich die Reise nach Montpellier angetreten habe, die von umso grösserer Bedeutung werden sollte, als das Resultat derselben entscheidend in meine fernere Karriere eingriff. Bis Lyon bot die Reise nichts besonderes, weil ich sie schon einmal gemacht hatte. Von da ging's auf einem Dampfboot die Rhône ab bis Beaucaire und weiter mittelst Eisenbahn über Nîmes nach Montpellier, wo der «train» so spät ankam, dass ich die Herren Volkart, an welche ich empfohlen war, nicht mehr mit meinem Besuche inkommodieren mochte. Den folgenden Morgen, mich schon früh diesen Kompatrioten und Freunden Heinrichs präsentierend, die von meiner Herreise bereits avisiert waren, schickten sie gleich einen Expressen nach der eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Fabrik. Mein Bruder erschien bald. Die Freude des Wiedersehens nach einem Zeitraum von zehn Jahren war gross und das Fragen und Erkundigen nach allem und jedem von Seiten Heinrichs wollte kein Ende nehmen. Der Tag passierte so und mit Besichtigung der Sehenswürdigkeiten und nicht minder mit seinen Erzählungen über die Wichtigkeit seiner Erfindung, der Peigneuse, an welcher er schon seit Jahren gearbeitet oder vielmehr gepröbelt und endlich vor eineinhalb Jahren so weit zustande gebracht hatte, dass er seither mit sehr schönem Nutzen damit arbeiten könne und dass zu grösserer Sicherheit des Nachmachens wegen, sich für diese neueste Erfindung einstweilen für Frankreich habe brevetieren lassen. Die grossen Vorteile dieser Maschine bestehen darin, dass man vermittelst derselben einen Seidenabfall, mit dem man

nichts anders anzufangen wusste, als auf den Mist zu werfen, zu Nutzen ziehen kann, so sehr, dass sich daraus ein schönes Garn spinnen lässt und das die Fabrikanten in Nîmes und in Lyon zu verschiedenen Artikel mit Vorteil zu verwenden wissen. Dieser Abfall heisst «bassinés» und in Italien «galettami». Es ist von den Kokons beim Abspinnen die innerste Hülse oder Hülle, in die der Wurm sich eingesponnen hat. Diese «bassinés» konnte man also um wenig Geld bekommen und es war daher, solange der Rohstoff durch Konkurrenz sich nicht verteuerte, viel Geld dabei zu verdienen.

Heinrichs Wunsch war nun, diese verbesserte Spinnerei so schnell wie möglich bei uns in der Schweiz einzuführen, um noch die gleichen Vorteile wie bei ihm, so lang es an der Zeit sei, einernten zu können. In der Schweiz konveniere es am besten, den Rohstoff aus Italien zu beziehen. Er sei bereit an die Hand zu gehen, mit Zeichnungsmodellen, sogar mit gewissen Stücken für die Peigneuse, die etwas schwierig zu machen seien. Zur Bedingung mache er sich einzig einen Viertel oder 25% vom Nettogewinn zu seinen Handen zu ziehen. Es wurde nun verabredet, dass ich den folgenden Tag heraus in die Spinnerei komme und von allem Einsicht nehme, das Hauptaugenmerk aber auf die Peigneuse richte. Da es ihm daran liegen müsse, dass kein Soupcon entstehe, als ob etwas vorgehe, das auffallen müsse, so soll ich mich in meinem Auftreten darnach richten. Infolge dessen war mein erster Besuch in entsprechender Weise abgekürzt, dafür dann wiederholt, in den Zwischenräumen aber Explikationen zu richtiger Auffassung gemacht, um in nachheriger Korrespondenz ein korrektes Verständnis zu haben. Damit waren wir in dieser kardinalen Angelegenheit so weit vorgerückt, dass ich Montpellier wieder quittieren konnte.

Ungeachtet der drückenden Hitze, die mich so plagte, dass ich Appetit und Schlaf verlor, machten wir kleinere Ausfälle. So unter anderem auch einen nach dem Seehafen Sête, wo das kühlende Meer und ein Bad mich wieder merklich retablierten! Es war ausgemacht, dass Heinrich mich nach Nîmes begleite und dass wir zusammen die Fabrikanten besuchen, damit ich mit eigenen Augen sehe und mich überzeugen könne, wie seine Gespinnste Aufnahme und Verwendung finden. Dies geschah und ich hatte die Genugtuung, alles mit dem Gesagten in Übereinstimmung zu finden. In Nîmes machte ich auch Bekanntschaft mit dem Courtier, dessen sich Heinrich öfter bediente, namens Casimir Lottet, mit dem ich bald selbst in Verbindung kam und es etwa 15 Jahre bleiben sollte. Es führte noch so weit, dass ich dem altwerdenden, mittellosen Mann mit Familie gleichsam eine Jahrespension verabfolgen liess, weniger wegen seiner Verdienste, denn sein Wirken war auf Null herabgesunken als aus Mitleiden!

Da die Zeit meines dortigen Aufenthaltes gerade die Beaucaire-Messe fiel - vom 12. bis 28. Juli eine der berühmtesten in Frankreich, sie datiert schon aus dem 13. Jahrhundert, so besuchten wir auch diese noch miteinander, wo er, Heinrich, noch mehreren Abnehmern begegnete und wo ich aufs neue Anlass fand mich zu überzeugen, dass die Florettgespinnste aus seiner Fabrik prompte Verwendung finden. Diese Messe war zu jener Zeit noch ausserordentlich besucht und belebt, dass man froh sein musste, in Beaucaire und in dem zunächst über der Rhône gelegenen Terasscon ein Plätzchen zum Übernachten zu finden. In der Gewissheit in letzterer Stadt, wo Heinrich bekannt war, besser und billiger unter Dach zu kommen, schritten wir über die Rhône und fanden in dem von Heinrich bekannten Hotel Unterkommen. So nämlich, dass wir das Schlafzimmer mit mehreren Andern teilen mussten. Am Morgen nach dem «déjeuner» fand Heinrich, als er bezahlen sollte, dass die Rechnung nicht richtig sein könne, weil zu hoch. Er mache deswegen den «maître d'hôtel» aufmerksam, dieser die Rechnung wieder höflichst zu Handen nehmend mit der Bemerkung, dass er nachsehen wolle. Er kam mit derselben bald wieder zurück mit lächelnder Miene, ja, er habe sich wirklich geirrt, denn es koste fünf Franken mehr. Wir bezahlten ohne ein Wort weiter zu verlieren, aber nicht wenig erstaunt marschierten wir ab, Heinrich fluchend und ich vor Ärger beschämt lachend!

Es war jetzt an der Zeit, dass wir uns wieder trennten und jeder sich auf den Weg seiner Bestimmung setzte und dies hat am gleichen Tag von Beaucaire aus stattgefunden, nachdem wir beinahe eine Woche bei einander gewesen sind. Wie diese Zeit zugebracht wurde, lässt sich wohl erraten. Bei allen Distruktionen war das Thema unserer Unterhaltung doch stets in Projekten, wie das Unternehmen auszuführen sein möchte. Es musste also bei meiner Rückkunft wohl eines der ersten sein, mich um eine Lokalität umzusehen, die in allen Beziehungen für Etablierung dieser Seidenspinnerei geeignet zu sein schien und natürlich lieber nur Pacht als Kaufweise. Sie sollte nicht zu gross noch weniger aber zu klein sein und vorzugsweise etwas abgelegen, als an offenem Markt, um der Spionage weniger ausgesetzt zu werden. Solche Betrachtungen gaben Stoff genug zu erstem Denken. Schon auf der Heimreise, denn von einer richtigen Wahl hing wieder vieles ab und diese zu treffen hatte Schwierigkeiten und erforderte Zeit und anstatt Übereilung Geduld. Dann war die Meinung, dass es in Dimension von Anfang an zur Möglichkeit werde, die eine hübsche Rendite in Aussicht stellen, daher sollte ich trachten unseren Neveu, Fritz Bindschedler, als Mitteilhaber zu engagieren.

## 2.22 Neue Spinnereiprojekte (1846)

Von dieser in mancher Beziehung sehr interessanten Reise kehrte ich glücklich bei den lieben Meinigen zurück, nach einer Abwesenheit von 18 Tagen, wie ich da den folgenden Tag an Bruder Caspar in Neu St. Johann schrieb:

### Stäfa, den 3. August 1846:

Lieber Bruder, ich bin gestern von meiner Reise nach Frankreich nach 18-tägiger Abwesenheit glücklich retourniert. Es war eine etwas kostbare aber höchst interessante Reise, die in doppelter Beziehung von Nutzen sein kann. Bruder Heinrich habe gut und wohl angetroffen und bei und mit ihm über sechs Tage zugebracht. Mit grossem Vergnügen musste bemerken und von in Montpellier wohnenden Schweizern vernehmen, dass er, Heinrich, äusserst tätig, zurückgezogen und sparsam sei. Dass die Seidenspinnerei, die zwar nicht sein, bei der er aber beteiligt ist und, zudem ein schönes Salarium habe, gut geht und so viel rentiert wie keine andere, davon habe mich überzeugen können. Ich war beim Seideneinkauf und Garnverkauf, habe von allen Sorten Muster mitgenommen und nun eigene Überzeugung. Ich wünsche nun sehr Anlass zu haben, recht bald aber diese Sache mit Dir zu reden, wünsche aber, dass es vor der Hand geschehen könne, dass Schwager (eher Vetter!) Fritz bis es Zeit ist, nicht benachrichtigt wird. Könntest Du also nach Rapperschweil kommen, so wäre es mir lieb. Kann es aber nicht sein, so werde mich nach Ryken zu begeben suchen. Richte Deinen Brief, dass Fritz ihn auch lesen kann. Du könntest nämlich bemerken, Du wünschest mit mir zu reden, um zu vernehmen, wie ich die französischen Seidenspinnereien finde, damit Du Dich danach einrichten könnest. Dies ist bloss, um Fritz nicht unnötig zu beunruhigen.

Bevor ich hier mit den Spinnereiprojekten weiter fortfahre, muss ich über das Verhältnis, in welchem ich mit meinem Schwager Fritz Pfenninger stund, Auskunft geben, um die Andeutungen in obigem Brief dem Leser verständlich zu machen.

Als ich im Jahr 1844 von meinem Heimwesen in Männedorf und dann auch von den Geschäftsreisen frei geworden bin und ohne eine eigentliche Beschäftigung auf meinem Wohnsitz in Stäfa der Ruhe genoss, verweilte ich täglich bei meinem Schwager in nächster Nähe wohnend und half ihm in seinem Weingeschäft, wo etwas zu tun ich für gut fand. Hauptsächlich befasste ich mich mit den Scripturen, Korrespondenz und der Buchhaltung. Auch in den Einkäufen war ich ihm zur Seite und es wurde dann mehr darauf hingezielt en gros Handel einzuführen durch Verkäufe an Kleinweinhändler und grosse Konsumenten. Zu weiterer Ausdehnung wurden französische Coupier Weine bezogen, auch Extra-Qualitäten zu Flaschen Weinen St. George Risling etc. Mittelst dieser meiner Beihilfe und Unterstützung intellektuell als materiell von Kapitalien gewann das Geschäft innert zwei Jahren, so dass sich der Umsatz fast verdreifachte und der Gewinn im Verhältnis. Ich hätte

nun hierbei mein ordentliches Auskommen finden können, wenn ich nur Lust und Liebe dafür gehabt hätte, aber das fehlte eben.

Mein Streben ging auf anderes aus und das sollte sich mit 1846 nach meinen Neigungen finden und bei dem Gebäude, das ich meinem Schwager aufrichten half einen rückgängigen Stoss versetzen, indem er nach meinem Weggang in frühere Geleise kehrte. Wir bleiben aber nichts desto weniger die besten Schwäger und Freunde, denn zugetan, wie er mir stets war, konnte und wollte er sich keine Illusionen machen, dass ich beim Weinhandel nicht in meinem Element mich befinde. Er mochte mir daher wohl gönnen, wenn ich ein meinen Kenntnissen besser passendes Geschäft, das sich mir jetzt präsentiere, ergreife. So wurden meine Besorgnisse, die ich hegte und im obigen Brief aussprach, in guter Minne beseitigt.

Aus Frankreich zurück, traf ich natürlich sogleich anstalten, eine Lokalität ausfindig zu machen und gelangte ebenso in dieser Absicht an Caspar in Neu St. Johann, ihn ersuchend, ob nicht im Toggenburg etwas Entsprechendes zu finden wäre. Er bemühte sich dafür, und kam auf zwei Lokale als der Berücksichtigung wert zu sprechen. Das eine in Dietfurt und das andere in Ebnat. Ich nahm davon Notiz und gab ihm Bescheid mit Brief vom 16. August.

Inzwischen hatte ich mit ihm eine Unterredung, die hauptsächlich dahin ging, ihn zu gewinnen, dass er mit meinem Projekt so viel wie gemeinschaftliche Sache mache. Meine Mitteilung hatte auf ihn gewünschten Eindruck, so dass ich hoffen durfte, er sei ganz meiner Ansicht. Aber er hatte einen andern Massstab im Für und Wider als ich! Heinrich, den er auch aus eigenen Erfahrungen kennen gelernt hatte, mochte ihm nicht als neuen Messias einleuchten. Daher wollte er sich Bedenkzeit vorbehalten und mir bald brieflich seinen Entschluss mitteilen. Dieser erfolgte in seinem Brief vom 15. August, dessen Inhalt in meiner Rückantwort des darauf folgenden Tages, wie sie hier wörtlich folgt, zu ersehen ist:

### Stäfa, 16. August 1846:

Lieber Bruder, für Deine gefälligen Mitteilungen mit wert Gestrigem danke Dir bestens. Wenn Du eben durchaus keinen Anteil an meinem Projekt nehmen willst, so entschliesse ich mich in Gottes Namen für dieses Unternehmen allein mit Überlassung eines Viertels an Bruder Heinrich. Von Deinem gütigen Anerbieten, mir dabei nützlich zu sein und beistehen zu wollen, so viel Du könnest, werde gerne Gebrauch machen und wird es schon notwendig sein. Dagegen verspreche, wenn das Geschäft in Gang ist und gut geht, Deine brüderlichen Dienstleistungen in vollem Mass anerkennen und ersetzen zu wollen. Da an das Dietfurter Lokal Bedingungen geknüpft sind, die ziemlich Kosten verursachen, so wollen wir unser Augenmerk auf die Spinnerei Ebnat richten, da Du diese Lokalität auch vorziehen würdest. Ich ersuche Dich daher, die Unterhandlungen fortzusetzen und mir, sobald es sein kann, Kenntnis zu geben!

Weil ich schon wenige Tage nach meiner Rückkehr aus Frankreich vom Vater meines Neveu, Fritz Bindschedler, abschlägige Antwort auf mein Gesuch um Beteiligung erhielt, welcher negative Entscheid aber in späteren Jahren verhängnisvoll für seinen Sohn werden sollte und worüber ich zur Zeit Auskunft geben werde, so sollte man meinen, dass auf die neue Zurückweisung hin von Seiten Bruder Caspars mein Mütchen doch ein wenig abgekühlt worden sei. Es war dies nicht der Fall!

Die Überzeugung, die ich in Montpellier von der Rentabilität des Geschäftes und von der korrenten Verwendung gewonnen, nämlich der Gespinnstprodukte, konnte nicht so leicht weggewischt werden. Ich blieb, ungeachtet des Scheiterns meiner Pläne, die auf Mitbeteiligte fussten, dennoch dem Entschluss treu, und weil ich nun auf mich allein angewiesen war, so wuchs der Eifer umso mehr.

Ich kreuzte den Kanton Zürich in allen Richtungen, um auszukundschaften, wo etwas passendes zu Betrieb meiner Spinngeschäfte zu finden sein mochte, während ich gleichwohl die vakant stehenden Lokalitäten in Ebnat und Dietfurt im Auge behielt und durch Caspar unterhandeln liess. Auch Herr Hess, Abganghändler in Ötweil, tat mir den Gefallen, sich umzusehen und mir mit seinem Rat beizustehen, er war eben in der besten Lage es tun zu können und zwar deswegen, weil er mit allen Spinnereien des Kantons Zürich wie auch mit denen in weiteren Umgebungen im Verkehr stand, in der Eigenschaft als Käufer wie als Verkäufer. Ein Mann von loyalstem Charakter und grösster persönlicher Tätigkeit wie wenig seines Gleichen!

Ich wollte, weil im Pekunieren auf mich allein angewiesen, meine Flügel nicht weiter ausstrecken als sie gewachsen waren. Ich meinte daher auch, mich mit einer niederen Wasserkraft begnügen zu können; überhaupt ich dachte mein disponibles Kapital nicht ganz aufs Spiel setzen zu wollen. Es hatte verschiedene so kleine Motoren zur Auswahl, die auch ich allzu sehr von meinem Wohnort entfernt, mir hinreichend zu sein schienen.

Nachdem ich Herrn Hess in mein Vorhaben eingeweiht hatte und ihm so viel Zutrauen, ohne Missbrauch zu riskieren, glaubte schenken zu können, so gelangte ich wiederholt an ihn zur Beratung einer Auswahl von den von mir als passend scheinenden Objekten. Nach Anhören meines Vortrages und einigem Besinnen antwortete mir dieser so schlicht und einfach da stehende Mann:

Das ist alles nichts! Auch abgesehen davon, dass alle diese an zeitweisem Wasser leiden! Er wisse mir etwas weit Besseres. In Niederuster steht die ehemals Frey'sche Spinnerei leer und dieses Fabrikgebäude ist gegenwärtig im Besitz des Giessers Spörri. Dieses würde meines Erachtens sich am besten für Sie eignen.

Hierauf erwiderte ich kurz:

Das ist zu gross, ich will etwas Kleineres!

Da sagte er mir mit ernster Miene:

Wenn Ihr Geschäft recht ist wie ich von Ihnen hörte, dann ist es nicht zu gross! Wenn es aber nicht recht ist, dann ist alles zu gross, auch die Kleinsten! Gehen sie wenigstens einmal hin, um es anzusehen, es kostet ja nichts.

Nicht wenig frappiert über diese dezidierte Sprache und den «bon sens», retirierte ich mich nach Hause und musste dabei vernünftigerweise denken, dass Herr Hess mehr als recht habe. Ich setzte meinen Bruder Caspar von dieser Neuigkeit sogleich in Kenntnis und schrieb ihm sub. 27. August 1846 unter anderem, sein Geschäft betreffend, folgendes:

Du meldest mir mit Deinem Brief von 25. ds, dass Brunner seine Spinnerei in Ebnat nun selbst bewerben wolle. Ich denke nun auch von dem Lokal zu abstrahieren, da die Bedingungen eben nicht wohl konvenieren können. In Uster steht die ehemalige Spinnerei von Frey leer und ist dieses Fabrikgebäude gegenwärtig im Besitz eines Giessers Spörri, der sich schon geäussert habe, dasselbe gern verpachten zu wollen. Ich werde nun nachsehen, was an der Sache ist. Platz, Wasser und Arbeiter wären da genug, letztere dressiert und nicht teuer. Die einzige Sorge wäre wegen Nachmachens. Ich gedächte aber das Geschäft von Stäfa aus zu betreiben und auch die Seide zu fäulen, zu kapitschieren und überhaupt so wenig Lärm als möglich zu machen. Auch in Fehraltdorf soll die ehemalige Wollspinnerei leer stehen und zu haben sein. Was sagst Du zu diesen Aussichten? Und weisst Du vielleicht etwas besseres? Kann von diesen zwei Lokalen eines recht sein, so dachte ich dann allervorderst auf die Werke im Kloster zu refelektieren und konnte also gut sein, wenn Du jetzt schon vorläufig die Eigentümer bearbeiten wolltest, nach Deinem Gutfinden für alles oder nur teilweise. Schwager Fritz ist in St. Gallen und wird gegen Sonntag nach dorten kommen. Von meinem Projekt ist er unterrichtet.

Am 3. September 1846, morgens zu guter Stunde, begab ich mich auf den Weg nach Nieder-Uster zu Herr Spörri, Giesser, Besitzer der früher Frey'schen Spinnerei. Ich eröffnete ihm mein Verlangen auf die Mitteilungen hin, die mir gemacht worden seien. Nämlich dass er die Räume in seinem Fabrikgebäude zu vermieten wünsche, Einsicht von denselben zu nehmen und dann gerne das Weitere! Worauf er mit antwortete: Es tue ihm leid, denn ich komme zu spät, Herr Oberst Kunz habe, ausser dem Erdgeschoss, das er für seine Giesserei brauche, die zwei oberen Arbeitssäle bereits in Pacht genommen und dass schon Bretter da bereit liegen, um neue Böden zu legen.

Man wisse zwar noch nicht, was er betreiben wolle, ob mechanische Weberei oder Spinnerei oder was sonst. Nachdem Herr Spörri sich erkundigt und wusste, wer ich sei und wir uns eine Weile unterhalten hatten, wiederholte er Gesagtes, dass nämlich noch im Unklaren sei, mit was Herr Kunz die gemieteten Räume anfüllen werde. Er würde aus diesem Grund meinen, ich sollte den Herrn Oberst aufsuchen und mit ihm deswegen reden. Es könnte vielleicht doch sein, dass er wieder anderer Gesinnung wäre, wie es auch schon der Fall gewesen sei.

Ich balancierte, was zu tun sei, entschloss mich dann aber, nachdem ich einmal da sei, diesen Rat doch zu befolgen. Ich traf Herr Oberst Kunz wirklich in seiner Spinnerei Ober-Uster, was schon als ein glücklicher Zufall zu rechnen war bei seinen vielen auseinander liegenden Spinnereien. Er empfing mich als ein ihm Bekannter, freundlich und nach meinem Begehren fragend. Ich sagte ihm, wie ich gewünscht hätte, zwei Böden in Giesser Spörris Fabrikgebäude in Pacht zu nehmen, dass aber er, Herr Oberst, mit scheinbar zuvorgekommen sei. Nun habe ich mir die Freiheit nehmen wollen, zu fragen, ob er nicht darauf verzichten würde, da ich wirklich ein grosses Interesse darauf setzte. Herr Oberst besann sich einige Augenblicke, dann fragte er, was ich machen wolle. Ich möchte eine kleine Seidenabgangspinnerei einrichten, erwiderte ich ihm. Dass ich als früherer Baumwollspinner in Feldbach, wie er wisse, nun gegenwärtig ohne genügsame Beschäftigung in Stäfa wohne und dass ich daneben gerne in einem kleineren Spinngeschäft mich wieder betätigen würde. Bedarf es viel Arbeiter, war seine nächste Frage. Nicht mehr, Herr Oberst, als etwa tausend Spindeln in Anspruch nehmen können, versicherte ich ihn. Ja nun denn, sagen Sie dem Giesser Spörri, dass ich vom Pacht zurücktrete und er mit Ihnen traktieren könne. Aber sie müssen mir keine Arbeiter wegnehmen, betonte er etwas scharf und mir dafür einen Revers ausstellen. Das versprach ich und stellte auch einen aus, aber des Tenors, dass man sich gegenseitig verpflichte keiner dem andern Arbeiter wegzunehmen und dass Entlassene erst drei Monate nach dem Austritt angestellt werden dürfen. Notabene: Dieser Vertrag ist getreulich gehalten worden, so lang Herr Oberst lebte! Dieser Ausgang war natürlich ein ganz unerwarteter! Und ist es wesentlich dem zu verdanken, dass ich den Herr Oberst Kunz zu rechter Stunde und eben in guter Stimmung getroffen. Denn es war nicht seine starke Seite, andern Dienste zu leisten oder gefällig zu sein. Lieber vor der Sonne stehen, waren seines Herzens Vorzüge, was ich später erfahren sollte! Herr Spörri schien von meinem Bericht, den ich ihm zu machen hatte, dass nämlich Herr Oberst ihm frei stelle mit mir zu unterhandeln, gar nicht unangenehm berührt worden zu sein, da er mich gleich einlud, von einem Gebäude Einsicht zu nehmen, das heisst, von den zwei Sälen, dich ich vor der Hand beanspruche von gleicher Grösse im ersten und zweiten Stockwerke.

Ich lasse hier wieder Auszüge aus drei Briefen gerade nacheinander folgen, die ich nach Neu St. Johann an Bruder Caspar geschrieben. Es ist der wahrste Ausdruck der Stimmung und der Art und Weise, wie ich damals mein Verfahren einschlug, um einem vorgesteckten Ziel möglichst schnell entgegen zu arbeiten. Es lag da weniger im Prinzip bedächtiger Überlegung als vielmehr im schnellen Handeln. Im Verlauf der 34 Jahre bis heute hat eine totale Umkehr stattgefunden. Darum Alter und im Gefolge dessen die mancherlei Erfahrungen haben Lehrreiches genug für die Nachkommen.

### Stäfa, 4. September 1846:

Lieber Bruder, es ist jetzt ziemlich sicher, dass ich von Herr Spörri, Giesser in Nieder-Uster, in seinem, vormals Frey'schen Fabrikgebäude zwei Böden pachtweise erhalte. Vorläufige Verabredungen habe gestern mit ihm getroffen, auf eine zehntägige Bedenkzeit von meiner Seite. Der Jahreszins wird etwa 300 Gulden (700 Fr.) sein. Wenn ich den dritten Boden später auch brauchen kann, 5 à 6 Louis d'or mehr. Er garantiert für 200 Spindeln genug Wasser. Herr Spörri richtet den ganzen Trieb ein und stellt alles in guten Stand bis Martini. Mit den Werken aber kann ich beliebig einziehen. Ich denke mich nun im Ernst umzusehen, um etwa ....... aber noch gute Karten, wenn möglich mit Garnituren und 2 à 4 Spinnstühle. Schwager Fritz überbrachte mir, dass die Stühle im Kloster per Stück 100 Reichsgulden (210 Fr.) kosten, sie seien aber gut und vollständig. Ich werde also einmal hinauf kommen müssen. Ich möchte dann auch die Spulmaschine bei Mechaniker Würth sehen. Herr Hess sagte mir, dass in der Spinnerei an der Murg auch viele alte Werke in Karten etc. liegen.

Hättest Du nicht Gelegenheit zu erfahren, was Altherr am Neker für alte Karten habe? Und kannst Du vielleicht sonst noch vernehmen, wo solche Karten zu finden wären.

## Stäfa, 8. September 1846:

Lieber Bruder, Dass Du mit mir findest, das Lokal in Uster könne recht sein, freut mich. Ich gedenke nun nicht länger mich zu besinnen, sondern den Mietvertrag bis Sonntag bereit zu machen und abzuschliessen. Wegen der Karten im Neker und der Spulmaschine bei Würth will ich gerne Deinen Bericht vernehmen und Dir für die Mühe dankbar sein. Brauchbare ordentliche Karten werden wirklich rar sein und ich werde Mühe haben, bis ein halb Dutzend beieinander ist. In der Spinnerei im Turbental bei Honegger & Walti sollen auch ein paar Karten stehen. Sowie der Mietvertrag unterzeichnet ist, werde mich selbst um die Beine machen und also auch bald nach dorten kommen. Bei Grabs oder Gams sei eine Spinnerei, das oder die Werke man früher auch wohl feil bekommen hätte. Kannst etwas zu meinem Nutzen ausfindig machen, so will ich Dich gebeten haben.

## Stäfa, 13. September 1846:

Lieber Bruder, Dein Werther vom 8. ds. Brunnadern datiert, habe empfangen, das ich Dir sehr wahrscheinlich morgen Abend mündlich beantworten werde. Ich habe nämlich im Sinn, morgen, wenn die Witterung nicht hindert, nach Laupen zu Billeter zu gehen und von dort die Weingeschäfte besorgend über Fischenbach(?), St. Gallenkappel zu Dir. In Wattwil werde wohl Gelegenheit finden hinaufzufahren. Heute ist der Mietvertrag für das Fabrikareal in Nieder-Uster abgeschlossen und unterzeichnet worden. Also muss ich jetzt im Ernst ans Geschäft! Morgen Abend das Weitere mündlich.

Nach vielmaligem Nach....(?) und Laufens direkt in .....(?) Person als indirekt durch Andere habe ich zur Überzeugung kommen müssen, dass das, was die Karten anbetrifft, nichts Taugliches unter dem Vielen mir angebotenen zu finden sei. Mit Ausnahme einer Doppelkarte mit Walzen und Dobinoir (Eobinoir?) oder Spuleinrichtung in der Herrn Blum in Winterthur gehörenden Spinnerei Oberhöri bei Bülach und dann noch eine zweite ähnliche Doppelkarte bei Honegger und Walti in Suhrental bei Bischofzell. Diese beiden kaufte ich dann auch, aber eben im Gedränge der Umstände und bei meiner Ungeduld, wie sich's nachher erwiesen, zu teuer. Die Karten waren zwar so gut wie neu und von den ersten Konstrukteuren wie Escher Wyss & Co. und hatten mehr als das Doppelte gekostet. Aber nachdem solche von den Eigentümern ausser Gebrauch gesetzt worden, so hätte ich sie, wenn ich weniger pressiert gewesen wäre, um 25 bis 50 Prozent billiger bekommen können. Die beiden Karten kamen zusammen auf etwa 800 Gulden (1'900 Fr.) zu stehen.

Dann gedachte ich zwei Stück neu machen zu lassen, in Doppelbreiten mit Volant und allen übrigen Einrichtungen, wie die in Montpellier. Dafür gelangte ich an einen gewissen Billeter, Mechaniker in Laupen bei Wald, der seit vielen Jahren mit alten Maschinen Handel trieb und eine kleine Werkstatt hatte. An ihn war ich eben auch gelangt bei meinem Jagen nach alten Karten. Er glaubte mir raten zu sollen, lieber neue nach den Erfordernissen machen zu lassen und wofür er sich empfahl, zu Preisen und Lieferzeit, dass ich mich dafür entschloss, weil dies im Grunde das Gescheiteste war. Wenn ich nur an den rechten Mann geraten wäre. An einen wirklichen Konstrukteur durfte ich mich eben wegen Verrat des Geheimnisses nicht wohl wenden, durch einen Kleinmechaniker bin ich aber auf andere Weise geschädigt worden.

Ich musste nun vorläufig Erkundigungen einziehen, wegen Bezug der Rohstoffe. Ich gelangte deshalb an das Haus J. U. Oschwald in Zürich, das sich anerbot, gefäulte Galletami zu liefern; man fäule nämlich in Italien auch. Diese Offerte benutzte ich. Dass ich mit einem der honnestesten Kommissionären zu tun hatte, bewiesen die vielen Jahre, die ich mit demselben in Verbindung stand.

Wie wir wissen, beschäftigte sich mein Bruder Caspar schon weit über zehn Jahre mit dem Florettseidenfach, nämlich von der Zeit an, wo Dardier & Co. im Kloster Neu St. Johann das Sublime- oder Feinkämmelei-Geschäft betrieben und die Stumpen oder Abfälle dann auch noch

unter Caspars Leitung auf den daselbst befindlichen Baumwollwerken so gut es ging verstimmen liessen, wo dann aber im September 1835 diese Herren es für besser fanden aufzuhören. Das Kloster wurde nun für den technischen Geschäftsbetrieb ganz quittiert und es richtete sich Caspar, wie früher schon dessen erwähnt, in der nahe liegenden Aumühle ein, wo seine Hauptaufgabe eben in dem bestund, die neu erfundene Auflösmaschine zu exploitieren! Daneben aber er in Seidenstumpen auch mehr oder weniger etwas machte, so nämlich, dass er diese Matière mechanisch kartete und zu Banden auslaufen machte, die auf diese Art zugerichtet, ohne weiteres von Hand gesponnen werden konnten. Diese Handgespinnste sind teils in der Schweiz und andernteils zur Fabrikation verschiedener Zeuge von ihm selbst verwendet worden.

Als ich nun mit meinem Projekt von Bruder Heinrich zurückkehrte und wusste, dass auch solche Stumpengarne, wie es Caspar von Hand spinnen lässt, in Nîmes Verwendung finden, wenn sie in den verlangten feinen Nummern gesponnen sind, richtete er sich für diese neu entdeckte Absatzquelle so ein, dass er auch auf die besseren Qualitäten sich verlegte, zu welchem Behuf ich ihm «galettami» verschaffte. Sein Eifer ging noch weiter, dass er schnell provisorisch einen Wolf herrichtete, der die Dienste von Heinrichs Pegineuse so gut wie möglich nachahmen sollte, um, bis ich in Uster meine Einrichtungen getroffen, schon vorher von seinen Gespinnsten Sendungen nach Nîmes machen zu können. Diese Eile lohnte sich aber nicht, wie aus Heinrichs nachfolgenden Briefen ersichtlich ist.

Caspar zeigte jetzt grosse Geneigtheit für das Seidengeschäft und Entgegenkommen zu mir, dass er sich bereitwillig zeigte, damit ich in Uster auch bald zu spinnen anfangen könne, für mich aus seinen Werken vorarbeiten zu wollen. Nachfolgende Briefauszüge geben weitere Auskunft, woraus zu ersehen ist, dass es ratsam erscheine - zur Sicherstellung wegen Nachahmens - die Peigneuse in Neu St. Johann zu platzieren nebst der Fäulerei.

### Stäfa, 3. Oktober 1846:

Lieber Bruder, heute Abend erwarte ein halber Ct. gefäulte «galettami» von Zürich, die Dir per Eilwagen schicken werde. Ich gebe Dir deswegen heute davon Kenntnis, damit Du vielleicht Morgen schon die nötigen Vorbereitungen machest, um die Probe bald vornehmen zu können. Gestern habe wieder einen Brief von Bruder Heinrich erhalten mit neuen, sehr günstigen Nachrichten wegen Absatz der Garne (wenn wir nur schon spinnen könnten). Er schickt auch Bälleli mit grösseren Mustern des Stoffs von Werk zu Werk, um nur nachmachen zu können, auch Modelle für die Einrichtung. Dann hat er eine neue, höchst wichtige Entdeckung gemacht in einer Art Seidenstoff, die auch uns von grossem Nutzen sein könne; auch davon sendet er Muster. Dann meint er, um das Geheimnis mit der Peigneuse länger bewahren zu können, sollte man sie nach Neu St. Johann zu verlegen trachten, womit dann zugleich die Fäulerei im Kloster verbunden werden könnte. Eine baldige Unterredung zwischen uns ist also notwendig. Es kann noch dazu führen, dass wir das Kloster mit den Werken benutzen können.

## Stäfa, 4. Oktober 1846:

Lieber Bruder, meinen gestrigen Brief wirst empfangen haben. Die soeben erhaltenen Galettami send Dir, wäge sie nach! Die Peigneuse, wofür ich heute die Garnitur einem Cardenfabrik in Paris bestellte, sollte in den Hauptbestandteilen, nämlich: Bestuhlung und Dambur dorten auch gemacht werden. Aller Guss in Getrieb und Beschlägen und die Zylinder würde ich hier machen lassen. Preisnota habe auch von Mailand erhalten. Trachte die Zusammenkunft mit mir zu befördern.

Caspar schritt jetzt schnell ans Werk, bei seinem erfinderischen Geist und praktischen Sinn hatte er in kurzer Zeit Werke dahin umgeändert, um Proben zeigen zu können. Dabei ist aber zu bemerken, dass er zu viel seinen eigenen Ideen folgte und die Vorschriften Heinrichs zu leicht überging, die doch ganz auf Erfahrung gegründet waren, indem sie das Pröbeln schon durch gemacht hatten. Hätten wir uns, und dies namentlich Caspar, genau daran gehalten, so würden wir vielen Schwierigkeiten entgangen sein. Beim Durchlesen des Briefwechsels jetzt, nach so langer Zeit, zwischen mir und Caspar, abgesehen der mündlichen Unterredungen, die häufig notwendig sein mussten und meistens in Neu St. Johann stattfanden und die ich hier zu reproduzieren nicht mehr

im Stande wäre, kommt es mir fast grauenhaft vor, wie ich in jener Zeit der Anfänge zu kämpfen und zu leiden hatte, und dass es einer Ausdauer und Zähigkeit bedurfte, die ich heute selbst kaum begreifen kann. Ich gedenke daher auch mit den Erzählungen mich weniger mehr in Weitläufigkeiten einzulassen, weil es die Leser ermüden und am Ende langweilen müsste. Einige Auszüge aus Briefen Heinrichs mögen zur besseren Beurteilung der Mängel, die leider nur langsam zu beseitigen waren, doch nicht überflüssig erscheinen. Denn nicht weniger muss ich Bewunderung zollen gegenüber ihm. Was er getan und nicht ermüdete und ohne dessen unausgesetzten Beistand in den Einrichtungen und Anleitungen, in Behandlung der Rohstoffe und am Ende der Verkauf mangelhafter Gespinnste. Ich gestehe, dass wir ohne dessen Beistand und Aufmunterung auf halbem Weg wieder hätten abgeben müssen.

### Montpellier, 2ème février 1847:

Lieber Bruder, ich habe wirklich geglaubt, in Deinem Brief vom 23. Januar avis von der ersten Balle Garn zu sehen und ich hoffe, es werde jetzt die Absendung stattgefunden haben und bald in Nîmes anlangen und so fort. Da die «galettami» dort so teuer sind und erst noch in geringerer Qualität, so muss Euch allen Ernstes für Anwendung der Strussi anhalten. Ich sehe aus Deinem ersten Brief vom 13. August, dass damals dort die Preise in Strussi eben so billig waren wie hier, nämlich erste Qualität 46 sous per kg und zweite Qualität 37 sous. Also darf man annehmen, man könne dort à 40 sous eine ordentliche Ware erhalten, welche dann für ein Kilo Garn wie folgt die Matière stellen würde:

Kilo à Fr. 2.- = Fr. 8.-Für Fäulen à 2 sous = 8 sous (Total) Fr. 8 und 8 sous

Somit kosteten bei 25 Kilo drei gefäulte Fr. 8.8 sous also Kilo 1 Fr 2.16 sous. Nehmen wir an, diese Matière verliere im Peignieren, Karten und Spinnen auch noch 20 Gramm, so käme die Matière für Kilo 1 Garn auf 3 ½ Fr. während solche von «galettami» auf 47 ½ Gulden pro Zentner 150 und Kilo 3.-- zu Kilo 1 Garn auf Fr. 4.11 sous zu stehen kommt. Freilich muss man auch annehmen, die Strussi mit da ¼ Wurzen, davon das Garn etwas weniger Wert hat; so geben dagegen die übrigen ¾ ein extra Schappe Garn, welchem in den feinen No. 50 à 60 sehr nachgefragt ist, so wie auch No. 35/40, in welchen Nummern man die Wurzel spinnen müsste.

## Montpellier, 13 février 1847

Es scheint du habest bei Abgang Deiner Worte vom 7. ds. den Meinigen vom 2. ds. noch nicht erhalten. Mit Verdruss vernehme den Inhalt, der so groben Nummer der ersten abgesandten Ballen. Die No. 18 à 27 haben gar keine Verwendung für die Fabrikation, während für No. 34/48 gerne Fr. 12.- bezahlt werden und die, so grobe Nummern brauchen (die dann natürlich aus Abgang zu machen sind) können für No. 14 à 20 nur Fr. 5.- à 6.- bezahlen. Warum hat also auch Caspar in diesen Miss-Nummern so viel gesponnen? Wäre es in No. 34/40 und noch so gering gemacht, so hätte er zu mindestens 10.- à 11.- Fr. gleich Verkauf. Ihr werden Euch also hiernach richten und in die verkäuflichen Nummern, nämlich No. 34/40 einschlagen. Da Du endlich in Uster anfängst und zuerst auch nicht fehlerfrei spinnen wirst, so fange nur auch in befragten Nummern an, die stets Absatz haben und dann erst in No. 50/60, so wie Du schön Karten und spinnen kannst. Das Abgang-Garn, so es möglich wäre in No. 28/34 zu spinnen, könnte à Fr. 8.- Absatz finden, während No. 12/20 nur à 5.- - 6.- zu verkaufen ist. Wenn pur Abgang zu schlecht ist, so mischet etwa ¼ gute Materie im Karten, um es No. 30 von Hand spinnen zu können. Aber die Handgespinnst sollte die gleiche Haspelweite haben wie Maschinengarn. Ich werde bei Ankunft der Balle alles Mögliche tun, um die grobe No. 1 anzubringen. Allein es ist böse Aussicht, während No. 36/40 in jeder Qualität gleich den Verkauf hat. Es ist also sehr erforderlich, bei Eurem so teueren Stoff zuerst auf gute Qualität und nicht aufs Quantum zu halten. Der lugge Zwirn habt doch stets vor Augen.

Ich sehe also mit Ungeduld der zweiten Sendung in No. 34/40 entgegen. Das Haus J. Magne & Chabler hat schon mit Einkauf zurückgehalten, in der Hoffnung das Eurige diene. Nun ist es mit der ersten Balle nichts, da die Herren No. 34/38 haben sollten.

### Montpellier, 3 mars 1847:

Letzten Freitag erhielt von J. Magne & Chabler Bericht, dass die erste Balle angelangt sei und Samstag reiste nach Nîmes ab. Zu den Missnummern, wie Dir schon gesagt, ich fand, dass das Gespinnst noch sehr

schlecht ist, so dass wir hier im Anfang doch nicht so unegal gesponnen haben. Die Matière und den Glanz fand man so ziemlich befriedigend und wäre es in den No. 30 à 40 und nur etwas besser gesponnen, so hätte gleich Fr. 10.50 «avec escompte» erhalten können. In dieser Beschaffenheit aber wollte man kein Gebot machen. Ich musste nach Avignon und kam dann gestern Morgen wieder in Nîmes an. Nur einer, Mr. Bougnol, bot Fr. 9.50, ich wollte diese Partie zuletzt à Fr. 10.-- erlassen, er wollte nicht und ich bin fort. J. Magne & Chabler beauftragend, heute noch anderwärts umsehen zu lassen. Es hat mich nun heute gereut, nicht zu Fr. 9.50 verkauft zu haben, weil die Gespunst auch in den reinen No. sehr schlecht und voll Klötze ist. Ich kann gar nicht begreifen wie dies, selbst für den Anfang, in einem so starken Grad möglich war. Laminiert ihr es nicht gut oder macht ihr die Vorgespunst etwa zu grob, dass es auf dem Spinnstuhl nicht recht schliessen mag? Oder ist die Vorgespunst vor dem Einlauf nicht durch zwei Schneggli und vorher noch unter einem Stängli geleitet, so dass die Vorgespunst recht angestreckt bleibt und vor dem hintern Zylinder nicht strupfen kann? Kurz, geht ihr genau nach meinen Vorschriften und Mustern, so müsst ihr spinnen wie ich, wo denn auch der rechte Erlös statt haben kann und vorher nicht besonders bei dieser so kritischen Zeit. Dein Werther vom 22. Februar konnte also erst heute lesen. Ich will gerne nächste Woche die angezeigte Balle in Nîmes erwarten und sogleich denn wieder selbst hingehen und hoffen, die Gespunst habe sich schon so gebessert, dass ich gegen Fr. 11.- fordern und erwarten darf. Die No. wären recht, doch trachtet nicht unter 34 zu spinnen und wenn es noch gezwirnt geliefert werden könnte, so würde es auch aut bezahlt. Kannst Du bald etwas in No. 34/40 gleich dem gesandten Muster zwirnen lassen, so wäre der Absatz dafür

Soeben erhielt beiliegenden Brief aus Nîmes. Du ersiehst aus demselben, dass man froh sein muss, für diese schlechten Waren einen Käufer à Fr. 9.50 zu finden. Ich habe gleich geantwortet, dass ertrachte, die ganze Partie zu nehmen. Es sind 2 ½ Fr. Unterschied aus gleicher Materie mehr zu erlösen, wenn das Garn wie das unserige gesponnen ist. Das sollte Euch die Augen öffnen und es ist erst besser zu Fr. 12.- als so elend zu verkaufen. Deine zweite Balle kann gegen Mittwoch in Nîmes eintreffen. Ich werde gleich hingegen und hoffentlich so glücklich sein, als dann beide Ballen verkauft zu sehen und gleich den Wert einsenden zu können.

Solche Berichte mussten einerseits sehr deprimierend sein und ein Gefühl wach rufen, dass man fernerhin mit der Grossindustrie zu tun und zu rechnen habe, anstatt wie es bis dato von Caspar praktiziert wurde mit einer Krämerwelt. Der volle Tadel, wie er von Heinrich ohne Hehl ausgesprochen wurde, schadete gar nicht. Es war fast notwendig und wirkte am meisten, wenn's der Geldbeutel empfinden musste. Vernünftigerweise konnte nun solche Hiobsposten nicht als eine Entmutigung aufnehmen, denn die Rügen kamen Wahrheits- Sachgemäss und ermangelten nicht der Mittel und der unfehlbaren Wege, wie abzuhelfen und zum richtigen Ziel zukommen sei. Zu solchen Widerwärtigkeiten gesellten sich aber andere. Unser Debutieren in der Seidenbranche für den französischen Konsum sollte leider auch noch in schwierige Zeiten fallen, wo es für Anfänger doppelt schwer wird und durch solche auf neue Proben gestellt werden kann, wenn man nicht mit gestähltem Mut ausgerüstet ist. So enthält ein Brief den ich unterm 21. Februar 1847 an Bruder Caspar schrieb Bemerkungen über die existierenden, kritischen Zeiten, ich lasse sie hier folgen:

Die übersandten zwei Ballen 180, Garn, 91 Band habe erhalten. Das Garn ist schon zur weiteren Expedition nach Nîmes gepackt. Diese Lieferung ist schon bedeutend schöner. Wenn es so fortgeht, so werden wir Heinrichs Gespunst bald nachkommen, es ist nötig, um rechte Preise erlösen zu können. Du wirst dafür sorgen, dass es nichts mehr unter No. 34 gibt und dass das Stumpen gern eben wo möglich in No. 28/34, man kann den Handspinnern eher ein paar Kreuzer mehr zahlen. Mit der Seidenfabrikation hat es im Allgemeinen sehr geschlechtet und man sagt, dass Zuppinger im Eichtal ganz oder teilweise mit Spinnen aufhören wolle. Für uns oder unsere Gespunst ist noch keine so trübe Aussicht, nur müssen wir gleichwohl auf Vervollkommnung der Garne mit allen Kräften hinarbeiten.

### Heinrich bemerkt in seinem Brief:

In Nîmes geht die Fabrikation auch sehr schlecht und wird kaum 1/6 als sonst gearbeitet, man hofft jedoch für den Monat April Besserung.

Da wir in acht Tagen kerten, so sende diese Woche keine Band sondern nur vorgearbeitete Seide, dann mache auch diese Woche wieder eine Garnsendung und wenn es nur 150 Pf. beilegen.



## 2.23 Die Spinnerei in Uster (1847)

Ich hatte inzwischen eben auch in Uster mit Spinnen angefangen und dafür einstweilen drei Stühle je 108 Spindeln eingerichtet. Ich konnte daher, wie oben bemerkt, einer Balle nach Nîmes schon ca. 40 Kilo beipacken.

Wie zu begreifen ist, war dieser Anfang auch mit Mängeln behaftet, doch schon ziemlich weniger als bei Caspar in Neu St. Johann vorgekommen sind. Es musste nun mein Trachten dahin zu gehen, so bald wie möglich die ganze komplette Organisation mit Ausnahme der Maceration und der Peigneuse in Uster etabliert zu sehen, um wirklich erst dann im Stande zu sein, besser entsprechende Produkte nach Nîmes liefern zu können. Leider konnte es nicht so prompt nach meinen Wünschen geschehen. Es gab wieder allerlei Hindernisse. Der Klein-Mechaniker Billeter hielt unverantwortlich lang mit den verakordierten Karten auf. Solche waren dann aber noch flüchtig gearbeitet, dass eine Umarbeitung durch meine Mechaniker unumgänglich notwendig wurde. Auch die beiden anderen Karten von Oberhöri und Suhrenthal bedurften zum Gebrauch für Seide verschiedener Umänderungen, wie noch zwei weitere hinzugekommene. Auch die von Neu St. Johann bezogenen Laminoir und andres mehr bedurften Nachhülfe, weil zu wenig exakt.

Zum Glück kam mir dabei die Werkstatt von Hr. Giesser Spörri sehr zu statten, welche er in uneigennützigster Weise zu meiner Verfügung stellte, bis ich später nach seinem Tod solche auch in Pacht nahm. Mit den Aufsehern sollte ich auch meine Plage haben. Der erste, namens Hasler von Stäfa, früher mir bekannt, hatte zuletzt eine Aufseherstelle in einer Abgangspinnerei und war nach meinem Erachten gerade der rechte Mann, der zugleich auch den Seidenstaub aushalten werde. Er war drei Monate mit montieren der Maschinen beschäftigt, aber da es einmal angehen sollte mit spinnen, so hielt er nur etwas zwei Monate aus und bat um den Abschied, da er den Staub nicht vertragen möge. Deshalb schrieb ich an Caspar unterm 23. März 1847:

Mit meinem Personal in Uster geht eine Veränderung vor. Aufseher Hasler hat nämlich nach langem Zusehen und Gedulden selbst erklären müssen, dass er den Seidenstaub nicht vertragen möge, daher wird er Ende der Woche den Platz verlassen. Mit Wild, der die gehoffte Fähigkeit nach billiger Erwartung nicht entwickelte, werde ohne Zweifel in kurzem auch zu einem solchen Entscheid kommen müssen. Ein anderer Aufseher, der bei Oberst Kunz 14 Jahre diente, hat mir seine Dienste angetragen und gedenke ich ihn anzustellen. Um diesen neuen Aufseher namens Berchtold einzuführen, solltest mir notwendig Deinen Alt-Aufseher Grob für einige Wochen schicken.

Kaum das wir einmal auf dem Punkt waren, dem Verlangen und den Pretentionen der Nîmes-Fabrikaten gerecht zu werden, so änderte sich fast plötzlich die Situation. Die Stockung der Geschäfte zwang die Fabrik, auf neue Artikel Bedacht zu nehmen. Die bisher verwendete Schappe wurde grösstenteils verlassen, wenigstens bis zum Übergang der Krisis, um auf Fantaisie-Gespinnste überzugehen. Was sollte man nun tun? – Natürlich, man musste sich akkommodieren und das produzieren, wofür im Moment einzig Nachfrage war. Und so war von Seiten Heinrichs schon in einigen seiner Briefen von Fantaisie-Gespinnsten die Rede und dass man Versuche machen müsse, und zwar nach seiner Anleitung, waren die Strussi, anstatt gefäult, nachdem die Wurzen abgeschnitten, der übrige Teil durch die Peigneuse vorzuarbeiten, hernach mit Marseillaner-Seife weiss zu sieden, dann in der Länge zu verschneiden, dass man diese Matière gut verspinnen kann, dann muss solche dreimal gekartet werden. Gegen dieses Ansinnen zögerte man aus guten Gründen, weil, mit dem Ersten kaum recht angefangen, schon wieder auf Anders zu springen. Doch blieb keine andere Wahl. Und da wir schon mit Strussi arbeiteten, so handelte es sich, oberflächlich genommen, bloss ums Absieden der Seide, was eigentlich wohl zu machen

Die weitere Verarbeitung aber ist und bleibt eine schwierigere. Das erfuhren wir in vollem Mass. Mit grossem Schaden gingen wir, ohne jede Erfahrung, in diesen Artikel hinein. Nachdem wir genügsam überzeugt waren, dass unsere Einrichtungen nicht dafür ausreichen und glücklicherweise wieder Nachfrage für Schappe-Gespinnste auftauchten, so gaben wir umso lieber nach. Nur war das Experiment ein zu kostbares!

Heinrich machte in einigen Briefen Hoffnung, er werde die geringen Garne etwas absetzen können, bis dato scheint es aber unmöglich gewesen zu sein. Laut dem Brief von Coutier in Nîmes Casimir Louet, sind bloss Kilo zehn Handgarn und Kilo 25 Maschinengespinnste im Nettobetrag von Fr. 301.50 an Mann gebracht worden. Heinrich sei nun über die Ostern wieder selbst hingefahren, um womöglich Weiteres zu bewerkstelligen. Wir müssen in Gottes Namen jetzt Geduld haben. Besserung kann vor der Tür sein. Hingegen müssen wir uns aufs Neue für Verbesserungen anstrengen. Und weil wir jetzt einmal in diesem Geschäft sind, so müssen wir so viel in unseren Kräften ist dafür tun und nichts reuen lassen. So berichtete ich meinem Bruder nach Neu St. Johann.

Mitte Mai 1847 konnte er, Heinrich, forcieren, alle schlechten in den Nummern unkorrekten Garne zu verkaufen aber nicht über Fr. 9.- per Kilo, welcher Erlös ein sehr Verlustbringender war. Die Fabrikanten seien eben jetzt noch Meister und können den Preis machen, hiess es und waren die Trostesworte.

Bei den so sehr misslichen Konjunkturen der gegenwärtigen Zeit, weckte es auf allerlei zu sinnen, um bessere Zustände herbeizuführen. So wurde beispielsweise von Heinrich angeregt, Sublime Stami auf Damburen zu machen, die von französischen Spinnern gern gekauft würden. Proben, die gemacht wurden, überzeugten aber, dass dabei nicht besonders zu profitieren wäre. Der französische Eingangszoll erschwerte zudem die Sache. Auch mit Blase (Bava italienisch), die er angefangen habe zu verarbeiten, empfahl Heinrich Versuche zu machen, da dieser Rohstoff wenig koste. Für ihn waren diese neuen Entdeckungen gewiss sehr zum Vorteil, weil er Mitten in seidenzucht treibenden Gegenden gelegen, diese unbeachtete bis dato fast nutzlos geschienene «Matière», ohne Aufsehen zu erregen, sammeln lassen konnte. Für uns war das eben nicht der Fall und im Handel figurierte dieser Artikel noch nicht. Es mangelte nicht an Erkundigungen von unserer Seite. Man hätte nämlich unmittelbar auf eine Seidenernte erster Beute anstellen und diesen Rohstoff, der die erste äussere Hülle des Cocons bilde, von Filander zu Filander und auch von Bauern sammeln lassen müssen. Es musste also bei frommen Wünschen bleiben. In späteren Jahren kam dieser Artikel schon zu Verarbeitung in die Fabrik.

Ich komme auf eine Sache zu sprechen, die mich selbst unangenehm berührt, die aber an sich, in einer Zeit, die ich zu passieren hatte, ihre Entschuldigungsgründe finden mag. Die Schwierigkeiten so mancherlei Art: In den Werken, der Wechsel im Personal der Aufseher und Mechaniker, die mangelhaften Fabrikate und deren missliche Realisierung mussten endlich doch auf Geist und Gemüt ihren Druck üben und zu ernstlichen Betrachtungen der Lage führen und diese leiteten auf den Gedanken, ob es nicht besser wäre, wenn unsere beiden Geschäfte, Caspars und das meinige, vereinigt würden. Nach längerer Überlegung schrieb ich ihm ausführlich in diesem Sinn. Mein Vorschlag fand beifälligen Anklang, worauf ihm unterm 13. Mai 1847 antwortete:

Dass Du meine Ansichten für Vereinigung des Spinnereigeschäftes teilst, ist mir angenehm zu vernehmen. Und dass eine Vermehrung der Werke in der Aumühle stattfinden kann - so bald bessere Geschäfte es ratsam machen - dient, dass ich desto eher darauf sinnen werde, das Vorhaben auszuführen. Bei Dir ist man im Stand, einen schönen Teil wohlfeileres Garn herauszubringen. Es hat sich bereits ein zweiter Liebhaber für meine Lokalität gezeigt und ehe ich wieder einen neuen Aufseher einstelle, werde sehen, ob nicht ein Verkauf möglich ist.

Es mussten wahrhaftig in jenen Fragen tiefgehende Bewegungen in meinem Innersten vorgegangen sein, bevor ich zu solchen Schlüssen habe kommen können. Sonst schon Feind allem dem, was Aufsehen macht, also eben nicht gern öffentlicher Kritik ausgesetzt, konnte eine solche Umgestaltung mit seinen Konsequenzen natürlich noch aus anderen Gründen, doch nur mit immer mehr wachsenden Bedenken stattfinden. Nie konnte beispielsweise das Obertoggenburg mit seinem alpinen Klima und strengen Wintern für eine so delikate Industrie wie mechanische Florettseidenspinnerei geeignet sein. Die zu verarbeitende Materie für Elektrizität, also jeder atmosphärischen Störung, äusserst empfänglich, hätte Hindernisse im Weg gehabt, die mit allen zu Gebote stehenden künstlichen Mitteln nie und nimmer zu beseitigen gewesen wären.

Die Sache verzog sich und damit kehrte wieder nüchterne Stimmung bei mir ein. Die Liebhaber für Übernahme der Lokalität in Nieder-Uster waren nicht von solchen Leuten die dem Verpächter Herr Spörri genehm erschienen. Er gab mir dabei zu verstehen, dass er mich nur ungern scheiden sehen würde. Der also brach und rechtlich gesinnte Mann, drückte sich aber mit den Worten aus, dass er wohl einsehe, dass mit den Spinnstühlen, die ich habe, nie etwas Rechtes zu machen sei und dass er mir proponiere, ein paar Neue zu machen Machart derjenigen für Wolle zu spinnen, wie bei Oberst Kunz mit vier Reihen eisernen Zylinder und langen Supports und «chaeaus» zum beliebigen Verstellen, je nach der Länge der Seide. Dann sprach er noch ermutigende Worte aus, wie es nur ein aufrichtiger Freund tun kann. Diese Unterredung hatte die Wirkung, mich im Wanken der gehabten Entschlüsse zu bestärken und dahin zu führen, dass ich wieder davon abstrahiere.

Herr Spörri, von Jugend auf bei Oberst Kunz in der Spinnerei und der Werkstätte beschäftigt, war in diesem Fach ein durch und durch praktisch erfahrener Mann. Ich durfte also ohne Bedenken einen Akkord für zwei Spinnstühle jeder zu 240 Spindeln mit ihm eingehen, lieferbar von 6 zu 6 Monaten, sie kosteten à Gulden 1200, Fr. 5600. Für einen Aufseher hatte wieder zu sorgen und dieser fand sich in einem namens Rüedlinger von Alt St. Johann.

Er verstand zugleich die Mechanik und war auch schon bei meinem Bruder Heinrich und ebenfalls bei Kaspar angestellt gewesen. Letzterer empfahl ihn mir als geeignet für die Stelle nach Nieder-Uster. Es sollte aber eine Wahl von nur kurzer Dauer sein. Ich beklagte mich bei Kaspar in meinem Brief vom 2. November 1846 wie folgt:

Aufseher Rüdlinger muss ich fortschicken wegen Nachlässigkeit und Ausschweifungen, die er sich in einem hohen Grad hat zu Schulden kommen lassen. Er ist ein grundverdorbener Mensch. Wegen Vorschüssen komme ich bei ihm noch in Schaden. Es ist recht betrüblich, dass ich wieder an einen solchen pflichtlosen Menschen geraten musste. Sollte früher oder später derselbe zu Dir kommen, so wirst so gut sein und diesen Nichtswürdigen nach Verdienen abweisen. Ich gedenke, ihn am Samstag zu kassieren.

Nun kamen auch wieder etwas günstigere Berichte von Heinrich über Verkäufe ab unserem Depot bei Casimir Lorret in Nîmes, die, wenn auch ausnahmsweise, den Horizont doch jedes Mal aufzuheitern das Prestige besitzen.

Über die eigentümlichen Verhältnisse, wie ich zu Kaspar in Neu St. Johann gestanden, ist es an der Zeit, wieder einmal Auskunft zugeben. Wie aus den bisherigen Erzählungen zu ersehen ist, waren wir miteinander im innigsten Verkehr und arbeiteten einander in die Hand. Während ich für Beschaffung der Rohstoffe sorgte, befasste er sich mit deren Verarbeitung auf seinen eigenen Maschinenwerken und mittelst Handspinnerei. Dann war es wieder an mir, den Absatz der Produktion zu vermitteln.

Die Beteiligung bei diesen Geschäften war auch wieder eine verschiedene. Einmal ging es gemeinschaftlich für gewisse Artikel, wofür sogenannte Scripturen und Bücher gehalten wurden. Ein andermal zog Kaspar wieder das Lohnsystem vor, so dass er «à façon» für mich arbeitete und Einund Verkauf auf meine alleinige Rechnung zu tragen war. Bei solchen doppelten Geschäftsbezie-

hungen musste alles so auseinander gehalten werden, dass keine Zweifel entstehen konnten. Diese Mühe lastete einerseits auf mir, aber ebenso auf Kaspar wegen seiner und meiner zu verarbeitenden Stoffe nebeneinander in ein und derselben Fabrik. Es bedurfte unter diesen Umständen ein gegenseitiges unbedingtes Vertrauen, das auch heute, sei es gesagt, nie in Zweifel kam. Mich einige Mal zu beklagen hatte ich schon Ursache über sein inkonstantes Wesen, wenn die Geschäfte einen gegen seine Kalkulation unangenehmen eher Verlust als Gewinn bringenden Ausgang nahmen. Das blieb immer der schwierige Knoten. Denn bei solchem Vorkommen glaubte er durch plötzliche Abänderung sich helfen zu sollen und das Risiko andern zu überlassen. Dieses war eine schwache Seite, der ich Wohl oder Übel mich zu unterziehen hatte und es des lieben Friedens wegen auch tat.

Kapsars Gespinnste waren für die Konsumation in Nîmes nicht das, was verlangt wurde. Die von Hand gesponnen waren meistens zu grob in den Nummern. Überdies fehlte die so nötige Weichheit zur Förderung des Glanzes. Und das Wenige, was er auf mechanischem Weg machte, litt an Egalität. Die Einrichtungen waren in der Tat zu unvollkommen, ein eigentliches Provisorium, dann hielt er zu sehr auf wohlfeile Rohstoffe. Zwei Verkaufsanzeigen im August und September 1847 von Kaspars Garnen waren wieder nicht angetan zu befriedigen und den Mut zu heben, da die erlösten Preise wirklich gar schlecht zu nennen waren. Eine ziemlich ausgedehnte Weberei, die Kaspar seit Jahren betrieb, in feinen und gröberen Baumwolltüchern, zu Letzteren aus seinen eignen Gespinnsten, veranlassten mit solchen aus Seide Versuche zu machen. Diese Tücher, gleich wie die aus Baumwolle, liess er Teils färben und Teils drucken in solchen Dessins, die in seine Absatzgegend der Bündnerländer und von dort über die Grenzen ins Tirol, nach dem Veltlin und den oberen italienischen Provinzen zu den Landestrachten gehörten und am meisten im Zug und Geschmack waren.

Dann ging es aber noch weiter, dass er Schneider und Näherinnen anstellte und fertige Kleider machen liess. Zum Teil Ober- und Unterbeinkleider, Hemde, Überhemde (Blusen), Strümpfe und was sonst noch bei jenen Bevölkerungen beliebt und am meisten im Gebrauch war. Er ging also für den Verbrauch seiner eigenen Gespinnste über in das Konfektionsgeschäft, wie man es heute nach 33 Jahren im technischen Ausdruck benennt. Er reussierte darin in dem Masse, dass er mir mit Brief vom 15. August mitteilen konnte, dass er glaube, mich nach und nach für den Absatz seiner Spinnprodukte in Frankreich überheben zu können.

Ich finde am Platz, auch noch zu bemerken, dass ich für das platzieren seiner Gespinnste nie etwas berechnete. Heinrich versprach schon früher, uns einen Besuch machen zu wollen. Nun zeigte wirklich seine auf Ende September festgesetzte Abreise an, den Weg über Italien nehmend, um sich dort persönlich wegen der Rohstoffe, die wir verwenden müssen, umzusehen. Um Mitte Oktober kam er bei uns an. Nach seinem «itinéraire» sollte er nur zwei Wochen in seiner Heimat bleiben können. Aber da es mit der Mutter nicht besser werden wollte, im Gegenteil ihr Zustand sich nur verschlimmerte und ein nahes Ende voraus zu sehen war, so entschloss er sich, dasselbe doch abzuwarten, welches am 12. November 1847 erfolgte, wie ich früher berichtete.

Bei seinem Hiersein gab Heinrich sich alle Mühe, unsere Einrichtungen zu prüfen, zu korrigieren und nötige Anleitungen zu geben. Zu diesem Zwecke brachte er einmal nacheinander in der Spinnerei in Nieder-Uster drei Tage zu, ebenso war es in seiner Aufgabe in Neu St. Johann nachzusehen, wo es bezüglich der Peigneuse, der Maceration, Wäscherei und Trocknerei besonders nötig war. Die guten Folgen blieben nicht aus. Es kam im Gang des Ganzen mehr Regelmässigkeit und manche schwierigen Punkte konnten mehr oder weniger, wenn nicht sogleich überwunden, doch erträglicher gemacht werden. Im Ganzen genommen konnten wir nie zu Vorteilen gelangen, wie es bei ihm in Montpellier der Fall war. Er überwand uns in den Faktoren der billigeren Rohstoffe und ohne Belastung von Zoll und Fracht. Diese Differenzen bestehen heutigen Tages noch zwischen französischen und schweizerischen Spinnereien, nur dass in Bezug der



Rohstoffe mehr Parität zur Geltung kommt. Wir Schweizer haben also nach wie vor unter diesen Eingangszöllen zu leiden.

## 2.24 Entscheidungstreffen des Sonderbundkrieges bei Gislikon am 23. November 1847

Während Heinrichs Daseins brach der Sonderbundkrieg aus und er war auch noch Zeuge eines Spektakels, den wir in Stäfa hatten. Ich will den Bericht, den ich darüber nach Neu St. Johann machte, in den gleichen Worten wieder bringen. Ich schrieb am 9. November 1847:

Die Nacht vom Sonntag auf Montag war bei uns sehr unruhig, indem auf der anderen Seite des Sees Wollerau, Feusisberg etc. Sturm geläutet und Generalmarsch geschlagen wurde und auf'm Rossberg Feuer brannten. Nachts zwei Uhr. Wir hatten hier ein Glarner-Bataillon einquartiert, es war ein fürchterlicher Alarm. Alles entstund wegen Abbrennens einer Brücke über die Sihl.

Wie bekannt, fiel das Entscheidungstreffen des Sonderbundskrieges bei Gislikon am 23. November 1847. Infolge dessen sich die Sonderbundskantone einer nach dem andern der Eidgenossenschaft unterworfen hatten.

## Am 4. Dezember 1847 schrieb ich an Bruder Kaspar:

Es freut mich aus Deinen Worten vom 1. ds. zu vernehmen, dass Du wieder vom Militärdienst entlassen und nach Hause zurückgekehrt bist. Die kriegerischen Demonstrationen gegen die Sonderbündler haben eine solche schnelle Wendung zu unseren Gunsten genommen, dass man darüber nur erstaunen muss. Gottlob!

Mein Bruder, damals im dritten eidgenössischen Auszug oder der Landwehr stehend, wurde auch unter die Waffen gerufen nach dem Sammelplatz St. Gallen, wo er als Hauptmann zum Platzkommandanten der Stadt ernannt wurde.

Gegen Ende des Jahres 1847 stellte ich für mich als zuhanden Kaspars eine Übersichtsberechnung aus über den durchschnittlichen Erlös der in Nîmes verkauften Garne. Nach derselben ergibt es für einfache Gespinnste Fr. 1.75 und für zweifach gezwirnte Fr. 1.90 per Kilo Spinnlohn. Ein Resultat, das wirklich als sehr schlecht zu nennen ist und wobei ich am Meisten zu opfern hatte, da ihm, Kaspar, für einen gewissen Teil «à façon»-Arbeit fixe Preise angesetzt waren.

Wenn ich am Ende des Jahres angelangt zurückblicke, so finde ich, dass es ein sehr mühevolles aber wenig lohnendes gewesen ist. Mit schönen Hoffnungen begonnen aber zum grössten Teil mit Täuschungen geendet. Indessen hat es auch wieder sein Gutes mit sich gebracht. Vieles ist dabei gelernt worden und um manche Erfahrung ist man jetzt reicher. Es ist also nicht nur verloren, es ist auch gewonnen worden. Die Organisation nach dieser Jahresfrist im ganzen Umfang der Geschäfte ins Auge fassend, ist schon eine solche, dass man mit besserem Vertrauen ins neue Jahr treten kann. Nachdem jetzt in Uster drei Stühle vollständig im Gang sind - nebst entsprechender Zwirnerei und per Woche eineinhalb q Garn zu produzieren, dabei schöne Galettegarne - so wäre der Zeitpunkt etwelchen Verdienstes, nach den vielen Mühseligkeiten, doch erreicht, wenn sich die Verkäufe nur auch um etwas besser gestalten.

Kaspar war mit dem Jahresresultat auch höchst unzufrieden, auf die in Aussicht gestellten goldenen Berge hin. Er musste sich aber eben auch darein schicken lernen und er durfte es um so eher als die Florettseidenbranche bei ihm nur die Bedeutung eines Nebengeschäftes hatte und weil die Anderen gut prosperierten. Und dass seine Handgarne stockten, deren schon längere Zeit noch



160 Kilo in Nîmes auf Lager waren, ist eben nur Schuld, dass deren Qualität den Fabrikanten fast zu keinem Preis dienen konnte.

### 2.25 Das Jahr 1848

Das Jahr 1848, auf welches natürlich Blicke voller Hoffnungen geworfen wurden, sollte aber auch wieder seine eigenen Plagen haben und diesmal in politischen Beziehungen für Handel und Industrie im Allgemeinen Verderben bringend sein. Darüber berichte ich meinem Bruder Kaspar unterm 28. Februar 1848:

Wegen der Ereignisse in Frankreich muss man sehr in Sorge sein. Das Bulletin der Basler Zeitung bringt heute, dass eine republikanische Regierung eingesetzt und die königliche Familie auf der Flucht sei.

### Mit Brief vom 24. März 1848:

Die hiesigen Zwirnereien haben im Sinn, einstweilen abzustellen. Auch die Seidenfabrikanten klagen, dass alle Bestellungen kontermandiert worden seien und wollen sich möglichst zurückziehen.

## Vom 6. April 1848:

Der Himmel sieht sehr trüb aus für Gewerbe und Handel; eine Stockung wird kaum ausbleiben. Für die Baumwollspinner sind ohnehin Mängel an Baumwolle eingetreten. Der Kredit war noch nie so erschüttert. Gut für die, welche nicht zu sehr in Gewerbe vertieft sind.

### Vom 11. April 1848:

Von Italien bin ich immer noch ohne Bericht und weiss also nicht, ob Seide abgesandt wird oder nicht. Da die Berichte aus Frankreich auch nicht besser nur schlimmer lauten, kein Geld zu erhalten ist und ebenso wenig Verkäufe gemacht werden können und ungewiss ist, wie bald wieder Leben und Tätigkeit für unser Geschäft zurückkehrt, so wird in Gottes Namen nichts anders übrig bleiben, als die Seide, so da ist, aufzuarbeiten und bis es besser wird zu feiern!

### Vom 19. Mai 1848:

Es sieht in der Welt immer noch trüb aus, die kürzlich gehabten Hoffnungen auf Besserung sind wieder schwächer.

Wenn schon das 1847er Jahr für die meisten Industrien kein günstiges genannt werden konnte und man sich mit Hoffnungen auf das folgende glaubte trösten zu sollen, so waren die Täuschungen in dieser Beziehung nur um so grösser, als man sich noch ganz anderen Prüfungen gegenüber sehen musste. Diesmal in den politischen Ereignissen in Frankreich, die stets Welt erschütternd, zum Glück aber bald vorüber waren.

Wie eingreifend in das Geschäftsleben diese Revolution ihre nachteilige Wirkung übte, dass eine totale Stockung des grösseren Verkehrs einzutreten drohte und der Kredit so gesunken war, dass alles Vertrauen aufgehört hatte, habe ich in verschiedenen Zitaten aus Briefen jener Zeit dargetan. Was war da zu machen? Jeder musste trachten, sich so gut wie möglich durchzuschlagen und so

geschah es auch bei mir. Und wie in der Natur auf schweres Gewitter heiterer Himmel folgt, so schien es auch bei mir sukzessive eintreffen zu wollen, dass auf die schwere Krisis eine Wendung zum wirklich besseren eingetreten ist.

Die Vorbereitungen dazu geschahen durch Anstrengungen jeder Art, in Verbesserungen der Maschinen, namentlich in den Vorwerken und dann in der Beschaffung der zwei neuen Spinnstühle mit zusammen 500 Spindeln, die in diesem Jahr noch zum arbeiten kamen. Bessere Auswahl in Rohstoffen und in Neu St. Johann, exaktere Behandlung im macerieren. Für besseres Auswaschen der Seide, worüber ich mich häufig wegen des für Gesundheit als dem Glanz der Seide gleichschädlichen Staubs zu beklagen hatte, machte Kaspar endlich neue Einrichtungen, die so gelungen ausfielen, dass sie nicht nur den so lästigen und gefürchteten Staub beseitigten, sondern, was besonders hochzuschätzen war, dass solche eben dazu beitrugen, den Glanz der Gespinnste merklich zu erhöhen und dem Ziel näher rückten, solche beliebt und natürlich auch besser bezahlt zu machen.

Das Jahr 1849 konnte also in der Tat unter guten Auspizien beginnen. Es war so als viele möglich dafür gesorgt und blieb nur zu wünschen übrig, eine entsprechend gute Leitung und in diesem Wunsch sollte mir diesmal zufällig und ohne Suchen das zu Teil werden, was so sehr von Nöten schon früher gewesen wäre.

### 2.26 Das Jahr 1849

Es war ein Heinrich Walder, gebürtig aus Mönchaltdorf, derzeit Aufseher in der Seidenspinnerei von Faesy & Hotz in Meilen, der mir seine Dienste anbot. Nach so wiederholt gemachten unliebsamen Erfahrungen mit den bisherigen Aufsehern musste ich gewiss misstrauisch geworden sein. Ich machte daher beim ersten Auftreten dieses Walders kurzen Bescheid. Er musste mit seinem Gesuch zwei ja dreimal kommen und sich über seine Leistungen so in allen Richtungen ausweisen, bis ich genugsam überzeugt und versichert war, dass es der rechte Mann sein könne. Da erst entschloss ich mich, ihm die Stelle zu geben. Diesmal war ich nicht angeführt oder betrogen. In den fünf Jahren, die er bei mir war, hat er dem Geschäft in Nieder-Uster mit Eifer, Fleiss und grosser Geschicklichkeit vorgestanden. Hätte ich in der Nähe der Fabrik gewohnt und ihn weniger sich selbst überlassen müssen, so dass er in unmittelbarerer Oberaufsicht von mir gewesen wäre, so würde er nicht so bald in Fall gekommen sein, den Platz quittieren zu müssen. Aber bei der guten Bezahlung, die er bezog und schönen Gratifikationen bei Jahresschluss, liess er sich in ein opulentes Leben ein und ward ausschweifig. Und wegen anderer hinzukommender Fehler und Vergehen musste er das Land verlassen, um eines gerichtlichen Urteils zu entgehen. Das geschah alles so plötzlich und unerwartet, dass ich nicht die Vorsorge treffen konnte, eventuell auf einen «remplaçant» Bedacht zu nehmen.

Walder nahm Zuflucht nach den nordamerikanischen Staaten, wo er, die in der Heimat schon gehegten Kenntnisse der Uhren-Reparaturen so auszuüben verstand, verbunden mit Uhrenhandel, dass er dabei ein wirkliches Auskommen hatte. Ich musste, ungeachtet seiner gewiss unverzeihlichen Schwächen, den Verlust dieses Aufsehers bedauern, denn er war nicht so leicht zu ersetzen.

Unter dem Beistand dieses Mannes hat sich die Spinnerei nicht nur verbessern sondern auch ausdehnen können. Dieses prosperierende Vorgehen gab die Veranlassung, dass ich die oberste Mansarden-Etage auch noch in Pacht nahm.

Ein Jahr vorher schon verstarb mein Verpächter Herr Spörri, der eben leider schon einige Jahre an der Lungenschwindsucht gelitten und nur 40 Jahre alt geworden ist. Dieser Verlust war schwer für die Hinterlassenen, einer Witwe und einem noch unerzogenen Knaben. Aber auch ich sah diesen Mann mit innigem Bedauern vom Leben scheiden, denn er tat für mich in meinem Unternehmen was er konnte, fern von jedem Eigennutz. Ein Mensch, wie nicht lauter solche auf Erden wandeln! Die Witwe, Frau Spörri, wurde laut Testament Übernehmerin der ganzen Hinterlassenschaft und das Mietverhältnis mit mir ist auch das gleiche geblieben. Den Betrieb der Giesserei im Erdgeschoss übernahm der Bruder des Verstorbenen für einige Zeit. Er ging dann aber das folgende Jahr wieder ins väterliche Haus zurück in Wyl, wo er schon vorher der Giesserei vorgestanden hatte. Da in Folge dessen das Erdgeschoss auch vakant wurde, so nahm ich dasselbe ebenfalls in Miete und ward nun, mit Ausnahme der Wohnung von Frau Spörri, Pächter des ganzen Fabrikgebäudes und der Wasserkraft. Der Pachtzins stieg jetzt auf 500 Gulden (Fr. 1'200) und es kamen noch hinzu die Servituten der Unterhaltung des Wasserwerkes nebst Manege. Auch kam die Instandstellung des Erdgeschosses, in dem die Giesserei betrieben worden, zu einem Arbeitssaal sowie die Triebeinrichtung und der Heizapparat zu meinen Lasten, mit dem Vorbehalt jedoch, diese Gegenstände als mein Eigentum bei allfälligem Auszug auch wieder wegnehmen zu dürfen.

Von nun herrschte ein anderer Geist seit dem Ableben des Vermieters Herr Spörri sel. Die Gemütlichkeit hörte auf, wie spätere Beispiele zeigen werden. Das Erdgeschoss bestimmte ich für die Karterei und übrigen Vorwerke, wofür dasselbe punkto Feuchtigkeit sehr zweckmässig war. Alle diese Vorkehrungen zogen sich in das 1850er Jahr hinein.

Unter der trefflichen Leitung des Aufseher Walder entschloss ich mich für einen Teil der Spinnstühle in die sublime Gespinnste (heute supérieur genannt) überzugehen. Bruder Heinrich hatte nämlich eine günstige Gelegenheit in seiner Gegend aus einer Seidenspinnerei, die ausser Betrieb stand, die dafür nötigen Vorwerke zu kaufen. Wenn solche auch nicht mehr nach neustem System waren, so taten sie für den Anfang unter tüchtigen Händen noch passable Dienste. Es war nun folgerichtig die Feinkemmelei auch noch beisammen in Nieder-Uster zu etablieren. Zu diesem Ende liess ich bei Schreiner und Mechaniker Hitz in Langnau sechs Damburen samt erforderlichen Pressen verfertigen nach den neuesten Verbesserungen, wie er andern Seidenspinnereien zu liefern hatte.

### **2.27** Die Spinnerei gedeiht

In dem Grad, als sich meine Gespinnste verbesserten, stieg auch die Nachfrage nach denselben. Ich kam endlich einmal in die angenehme Lage, die Preise selbsten machen zu können, anstatt wie ich mir ehedem in dieser Beziehung alles gefallen lassen musste. Mein Trachten ging auch dahin, mich von Nîmes teilweise zu emanzipieren und meine Produkte den Konsumationsplätzen Paris und Lyon anzupassen, auf welchen ich Verbindungen mit gutem Erfolg anknüpfte. Nun arbeitete ich mit neuem Eifer und gehobenem Mut unermüdlich -ja zu sagen Tag und Nacht, da auf das lange pflügen und säen endlich die Zeit der Ernte anbrach.

Es musste sich bald darauf noch fügen, dass ich schnell die Spinnerei um vier Spinnstühle à 250 Spindeln, also in Summa um 1'000 Spindeln auf einmal vermehren konnte. Herr Oberst Kunz hatte in dem zweiten kleineren Fabrikgebäude in Nieder-Uster seit ein paar Jahren Wollspinnerei eingeführt für seine Fabrikation von Wollentüchern, nach Art der besten Niederländischen Fabriken. Da aber Schwierigkeiten in Menge dabei vorkamen und scheints auch nicht der in Aussicht gestellte Gewinn oder vielleicht das Gegenteil, so wurde ihm die Sache so verdriesslich, dass er plötzlich mit Arbeiten aufhörte und die Fabrik schloss und Werke wieder zu verkaufen suchte.

Da eben benutzte ich diesen Anlass und kaufte von ihm die vier Spinnstühle, welche in allen Teilen die Konstruktion hatten, wie es für Seidenspinnerei nur gewünscht werden konnte und die also ohne Abänderungen in Gang gebracht wurden. Wenn ich diese Maschinen zwar gut und gleich bar bezahlen musste, denn Herr Oberst Kunz kreditierte nicht, wie damals bekannt, niemandem! So hatte ich dabei die Vorteile, dass diese Maschinen fast besser als Neue zu betrachten, indem sie eingeführt und nicht einmal ein Jahr im Gebrauch waren. Dann hatte ich keine Verpackungs- und Transportspesen, dagegen viele Vorrats-Stücke auf Jahre hinaus und aufs solideste gebaute Stühle. Sie sind heute nach 30 Jahren noch in Funktion.

Nachdem mir jetzt das grosse Vergnügen endlich zu Teil geworden, über den Gang der Geschäfte auf eine erfreuliche Weise zu relatieren und im besonderen die Fortschritte in meiner Spinnerei in Nieder-Uster hervorzuheben, muss ich dagegen mit weniger Genugtuung, ich möchte sagen, fast mit Wehmut nach innersten Gefühlen von Neu St. Johann eine Berichterstattung über die nie enden wollenden Mangelhaftigkeiten der nach Uster zu liefernden Seide machen, die noch so fatalen Eintrag auf ein noch günstigeres Resultat, wie es im normalem Gang der Fall sein könnte, ausüben.

Gewiss bietet die Florettseidenbranche, wie schon weiderholt bemerkt, von Anfang bis zum Ende sehr viel Schwierigkeiten, die zu keinen Zeiten ganz zu überwinden sein werden, denn die Rohstoffe von einer Balle zu andern ja sogar in der nämlichen Balle variieren. Es bedarf deshalb eines Kennerblicks und sorgfältige Behandlung mit Mehr oder Weniger hinzutun in der Maceration, in reinem Auswaschen, im guten Trocknen und wenn dies mit künstlicher Wärme zu geschehen hat, nicht zu heiss und nicht in der Nähe eiserner Röhren. Die Fehler, wo da begangen werden, zeigen sich zunächst in der Kemmelei (Peignage) in verlustbringender Rendite, in geschwächter Kraft der Fasern und in minderem Glanz der Seide. Dass von solchen Vorkommenheiten es oft zum grossen Teil abhängt, mit Verlust statt mit «benefice» zu arbeiten, kann ohne weitere Auseinandersetzungen jedermann begreifen. Solche Übelstände bilden jetzt eben die chronische Krankheit in Neu St. Johann. Immer muss es an etwas fehlen. Wenn an einem Ort momentan abgeholfen ist, so kommt wieder anderes zum Vorschein. Die Korrespondenzen jener Zeit sind meistens mit solchen Klagen angefüllt. An Mahnungen, die zwar bisweilen über vermerkt wurden, fehlte es nicht. Man musste mit der Hoffnung sich trösten, dass es nach und nach doch besser kommen werde. Es führte auch bei mir zu einem Plan, dass, sobald es die pekuniären Verhältnisse erlauben, eine totale Umänderung nach neuster Methode in Neu St. Johann vorgenommen werden müsse. Dieses Projekt verwirklichte sich gegen Ende 1850, ausführliche Beschreibung folgt später.

Man wird sich vielleicht fragen, warum ich nicht darauf dachte, auf andere Weise diesen Übelständen zu begegnen! Ja wohl wäre es schon der richtigste Weg gewesen, diese Abteilung des Seidengeschäftes auch in eigene Hände zu nehmen. Aber dagegen sprachen zwei Hindernisse, die nicht so momentan zu beseitigen waren oder die wenigstens Zeit zu ihrer Lösung forderten: und das erste: Die von Heinrich erfundene Peigneuse oder Auflösungsmaschine auch in Neu St. Johann «Wolf» genannt, die immer noch als Geheimnis zu bewahren galt, um nicht verraten zu werden und wofür Mahnungen von Seiten Heinrichs in folgenden Zitaten aus seinen Briefen Kenntnis geben: 1. November 1848:

Es sind seit zwei Tagen ganz neue Musterpäcke bei Kommissionaire in Nîmes von Schweizerspinnerei angelangt, von gleichem Galettestoff aber sehr schön und lang gesponnen und dies um Fr. 11.- offerieren. Ich dachte, es könne von M. Camenzind in Gersau herkommen, wo Meier von Lichtensteig als Zillindermacher hinkam. Ist nicht etwa schon ein Verrat mit der Peigneuse vorgegangen?

An Kaspar mache ich darüber folgende Bemerkungen:

Du musst nun am besten wissen oder erfahren können, ob irgendjemand einmal hat zuschleichen oder bestechen können. Zwar ist nicht bewiesen, dass die Sache verraten worden sei. Aber es ist eine Warnung, so behutsam als möglich zu sein. Heinrich weiter bemerkt, dass, wenn eine solche Konkurrenz erscheinen würde, unsere Preise stark leiden müssten. Daher kann und darf jetzt keine Rede sein, mein Projekt auszuführen und eine zweite Peigneuse in Uster zu platzieren.

### 2. Juli 1849:

Bruder Heinrich wird künftigen Monat August auf kurzen Besuch bei uns eintreffen. Er empfiehlt aufs Neue, das Geheimnis der Peigneuse doch aufs Sorgfältigste zu wahren. Herr Escher in Zürich, der mit dem Eichtal assoziiert ist und auch eine eigne kleine Seidenspinnerei hat (damals in Wangen), soll kürzlich in Nîmes gewesen sein, wo meine und Heinrichs Garne grössten Teils verbraucht werden. Er soll sich wegen unserer Einrichtungen ziemlich interessiert haben.

Und dann zweitens: Wohin hätte ich diese Einrichtungen verlegen wollen? In Stäfa würde ich für die Maceration schon Platz und Vorrichtungen für heisses Wasser zu machen gehabt haben - nach ungefähr zwei Jahren geschah es – für die Maschinen aber, die nicht nur eigene geschlossene Räume wegen Staubs sondern auch ziemlich Triebkraft erforderten, wäre in Nieder-Uster nichts zu erübrigen gewesen. Es konnte also einstweilen durchaus nicht nach Wunsch abgeholfen werden. Die Parole war übrigens stets bei mir, sich nach der Decke zu strecken. So folgte eben nur eines nach dem anderen je nach den wachsenden Kräften. Diese Grundsätze mögen wohl nicht ganz unumstösslich erscheinen. Es mag Fälle geben, wo es unklug sein dürfte, stereotyp auf denselben zu verharren. Auch ich glaubte einen Augenblick davon abweichen zu sollen, als ich an meinen reichen Bruder in Zürich gelangte und seine Beihilfe beanspruchte. Da sagte er mir:

Du bist mir ein lieber Bruder, aber ich möchte dennoch als solcher raten, dich auf deine eigne Hilfe zu stützen und nicht dich auf solcher Anderer zu verlassen!

Damals konnte ich eine solche Weisheitsregel nicht in ihrem wahren Sinn erfassen. In späteren Jahren erst kam ich zu der Einsicht, wie recht er gesprochen und bin ich ihm heute noch dankbar. Man muss sich auf sich selbst verlassen können und nicht auf die Stütze anderer bauen wollen!!! Getreu also der Parole und dem weisen Rat meines Bruders, blieb ich auf mich selbst angewiesen und bewahrte damit meine Unabhängigkeit. Lieber gedulden und zuwarten, bis die Zeit und Mittel es erlaubten, neue Segel aufzuspannen.

Ich habe schon an anderer Stelle bemerkt, dass mein Bruder Kaspar die für meine Spinnerei in Niederuster übernommenen Vorarbeiten der Seide als ein Nebengeschäft betreibe. Es ist also nicht nur denkbar sondern mehr als richtig, dass seine eigenen ausgedehnten Geschäfte ihm nicht, bei besten Willen selbst, Zeit lassen konnten, die so höchst nötige Aufmerksamkeit auch den meinigen zuzuwenden. Er war seit Jahren äusserst angestrengt. Tag und Nacht auf Verbesserungen bedacht und neue schaffend, seinem physischen Wohl zu wenig Rechnung tragend, namentlich seit dem Tod seiner Frau im Jahre 1846, in deren Verlust ihm eine so wackere Stütze und sorgsame Pflege entrissen worden ist. Das alles vermochte der so kräftig gewachsene, robust erscheinende Mann nicht zu ertragen.



## 2.28 Kaspars Tod 1850

Schon im Anfang von 1850 griff es ihn mit Unterleibschmerzen an. Das wenig beachtend, liess er sich in seinen Geschäften nicht stören, bis im April das Übel ernstlicher auftrat, wo er denn glaubte, mittelst Bäder in Baden wieder Heilung zu finden. Er begab sich hin, der Anfang war gut und liess auf Befreiung vom Übel hoffen. Aber diese Hoffnung war eine kurze. Es trat leider bald eine Reaktion ein, der Art, dass der konsultierende Arzt längeren Verbleib in Baden nicht für gut fand und zur Heimkehr empfahl. Kaspar sollte sich nicht mehr erholen. Denn nach Hause zurückgekehrt, vermochte keine ärztliche Hilfe dem fortschreitenden Übel Einhalt zu tun. Nach langem und schmerzhaftem Krankenlager unterlag er am 25. Juli 1850. Kaspar litt und starb an einer Darmkrankheit mit sich entleerenden Geschwüren und Zersetzung des Blutes. Er ist auf dem Kirchhof von Kurmenau begraben, wo ich ihm ein Denkmal errichten liess mit der Inschrift:

> Caspar Bindschedler von Männedorf, geboren den 15. Januar 1804, gestorben in Neu St. Johann den 25. Juli 1850.

Arbeit und Bildung zu fördern war seines Lebens Bemühen. bleiben soll ihn unser Dank, herrlicher lohne ihm Gott.

Heute noch, nach 30 Jahren, ist das Grab so gepflegt, als wäre es neu.

Was mit dem Erlöschen dieses Lebens verloren gegangen ist, davon kann man aus meinen bisherigen Erzählungen, in die er so tief verflochten ist, sich einen Begriff erhalten. Nicht nur seine Kinder stunden verwaist da, sondern alle seine Schöpfungen. Es war der Hinschied dieses Mannes im kräftigsten Alter, ein unersetzlicher Verlust für die ganze Gegend. Mein seliger Bruder konnte mit dem Trost sterben, seinen beiden ihn überlebenden Kindern Albertina und Eduard eine gute Erziehung und Bildung gegeben zu haben. Die Tochter war in einer privat Erziehungsanstalt in Leutkirch, einer Freundin meiner Frau und nachher noch im Pfarrhaus Uetikon bei Verwandten Herrn Pfarrer Zollingers. Der Sohn war in zwei Instituten, nämlich zwei Jahre bei Herr Billeter auf Liebegg in Männedorf und nachher noch ein Jahr im Wiget'schen Institut in Wattweil. Nachdem er diese Schulen als ein etwas unbändiger Bursche aus den Bergen, nicht so ganz zufrieden absolviert kam er zu mir. Teils nach Uster, das Seidenspinnfach zu erlernen und Teils nach Stäfa für die Büroarbeiten.

Dann nahm ihn Bruder Heinrich zu sich nach Frankreich, wo er zu viel Freiheit und bei seinem Hang zu frivolem Leben zu wenig unter strenger Kontrolle war, wie es so notwendig hätte sein sollen. Er kehrte wieder zurück, führte sich aber so auf, dass scharfe Ahndungen gegen ihn angewendet werden mussten bei neuen Rückfällen. Um denen zu entgehen, entschloss er sich, nach Amerika auszuwandern. Dort schlug er sich manches Jahr herum, an seinem Vermögen zehrend, das ihm ganz verabfolgt werden musste, weil er, um dies zu ermöglichen, das Bürgerrecht der nordamerikanischen Staaten annahm und auf das schweizerische verzichtete. Seit bald 15 Jahren hatten wir keine direkten Berichte mehr von ihm. Hingegen vernahm man von aus Amerika Heimgekehrten, dass er, Eduard, nicht mehr am Leben sei.

Im Gegensatz zu diesem Drama ist es mir gegönnt zu berichten, dass die Tochter Albertina als äusserst gut gesittetes und gut erzogenes Mädchen Mitte der 1850er Jahren sich mit Herr Carl Pfenninger, Bruder meines Schwagers Fritz, verehelichte, einem sehr braven, jungen Mann als Landwirt in guter Situation. Sie war ein treues Nachbild ihrer Eltern in unermüdlicher Tätigkeit und deswegen glaube ich auch, das Opfer eines allzu frühzeitigen Todes, denn sie starb im Sommer 1878, erst 45 Jahre alt, mit Hinterlassung von fünf Kindern, wovon zwei erst und zwar Söhne im erwachsenen Alter.

Mein Bruder Kaspar zog in seinem Geschäft stets einige junge Leute aus der dortigen Gegend nach, die er bei seiner sich angewöhnten Strenge, schnell ins praktische Leben einzuführen verstand. In der Fergstube: das Ausgeben und Einnehmen der Handspinner, der Weber der Konfektionen-Arbeiter; dann Verkauf der Artikel der Wetzerei und Viktualienhandels; in den Skripturen, im weiteren die Geschäftsreisen usw.

Alle diese angenommenen und von Anfang unbezahlten Jünglinge haben dann, wenn sie genug gelernt hatten, eigene Geschäfte angefangen und sind glücklich geworden, treu den Grundsätzen ihres Lehrmeisters.

Bei meinen Luftkuren, die ich beinahe schon zehn Jahre ununterbrochen im Ober-Toggenburg mache, begegne ich bisweilen jenen, nun als Fabrikanten und Händler in gutem Wohlstand figurierenden Lehrjungen, wo dann ihr dankbares Gefühl in Erinnerungen an meinen Bruder sich lebhaft ausdrückte.

Der letzte seiner Angestellten war ein Johann Bösch von Nesslau, aus gutem Haus gebürtig. Diesem nun wurde nach dem Tode Kaspars das Geschäft anvertraut, wobei dann natürlich der Associé der Firma Schlumpf und Bindschedler – Schwager meines Bruders, bis dato inaktiv - nun auch schon in seinem selbsteigenen Interesse tätigen Anteil nehmen musste. Nach einer Zeit Fortbetreibens wurde aber beschlossen, zu liquidieren und einzig noch das Geschäft fortzusetzen, welches auf Verarbeitung der Seide für mich in Uster Bezug hatte.

Die Feinspinnerei, die ich in Uster infolge der Vermehrung der Maschinen eingeführt, erforderte eine umständliche Behandlung der Strussi, solche nämlich. Nachdem sie merceriert ist, von Hand kämmeln zu lassen, anstatt mechanisch, wie es einige Zeit geschehen ist. Zu diesem Behufe wurden wieder die früheren in dieser Arbeit geübten noch lebenden alten Kämmler im Ober-Toggenburg aufgesucht und beschäftigt. Diese Arbeit liess aber viel zu wünschen übrig und nötigte mich, diese Manipulation in unmittelbarer Aufsicht und Hände nach Stäfa zu nehmen, wo es der geübten Kämmler von Meilen an bis hinauf nach Schmerikon, Eschenbach und fast dem ganzen Gasterland in guter Auswahl gab. In späteren Jahren, wo der Bedarf zunahm, dehnte sich die Kämmelei sogar an den Vierwaldstättersee und im Kanton Luzern bis ins Entlebuch aus, wo Stationen für Fergereien errichtet wurden.

In den Jahren von 1846 bis 1850, in welchen ich das Florettseidenspinnerei-Geschäft betrieb, lag die ganze Last der organisatorischen Arbeiten, die Bürogeschäfte, die öfteren Reisen nach Neu-St. Johann und Zürich, auf mir allein. Am meisten aber wurde meine Zeit in Anspruch genommen durch die Gänge nach Niederuster, wo ich vielleicht die Hälfte der ganzen Zeit zubrachte, oft hintereinander zwei, drei bis vier Tage und immer nur in den Arbeitssälen oder der Werkstatt mich beschäftigend!

Mit der Ausdehnung der Fabrik wurde ich aber genötigt, um diesen Aufgaben allen gerecht zu werden, einen Büro-Gehilfen einzustellen, den ich zufällig in der Person des Heinrich Peter von Dynhart fand, und damit eine glückliche Akquisition deswegen machte, weil er viele Jahre bei Herrn Major Zuppinger in Männedorf und im Eichthal in gleichen Geschäften angestellt war. Hinauf ging er nach Neapel und fing dort ein Kämmeleigeschäft auf eigene Rechnung an. Aber das missglückte und er büsste sein Vermögen ein. Herr Peter fühlte sich also auch schön befriedigt eine seinen Kenntnissen als Neigungen entsprechende Anstellung bei mir erhalten zu haben, die er bis zu seinem Tode, etwa 15 Jahre, beibehielt. Dieser Herr Peter war für mich ein so angemessener, weil er sich in alle Arbeiten in Stäfa fügt, die dahin gehörten, vom Comptoir an bis hinunter zum Packer und nötigenfalls Kapitschieren. Namentlich aber war er von Nutzen für die im folgenden Jahre in Stäfa eingerichtete Maceration und für die Fergerei der Handkämmler, welche Geschäfte er schon sein halbes Leben besorgte und also gründlich verstehen musste.

Es gebührt sich auch, meines Knechtes Jakob Brennwald von Männedorf seiner Verdienste wegen hier zu erwähnen. Dieser war schon als ganz junger Knabe von meinem Vater auf seinem Gut anund aufgenommen worden. Sein Verhalten war so gut, dass ich als Nachfolger ihn gern beibehielt und bei meiner Übersiedelung nach Stäfa mitnahm. Auf den meisten Geschäftsreisen, die ich, wie bekannt, anfangs der 1840iger Jahre für das Haus Tobler und Bindschedler in Zürich nach Deutschland machte, war er mein treuer Begleiter als Kutscher und Bedienter! Die Beschäftigung in Stäfa war, neben der Bearbeitung der Reben und Gärten, im Weingeschäft meines Schwagers Fritz Pfenninger behilflich zu sein. Dann vom Beginn der Spinnerei in Uster an hatte er mit dem Führen der Waren zu tun. Von 1848 weg hielt ich ein Pferd und in den paar folgenden Jahren zwei, um eben mit eigenem Fuhrwerk den Transport der Waren zwischen Stäfa, Uster und Neu St. Johann zu vermitteln. Die übrige Zeit musste er kapitschieren und packen oder hatte vielmehr auszuhelfen, den zwei für die Maceration und das Kapitschieren extra Angestellten. Nach etwa acht Jahren Dienst bei meinem Vater und 19 Jahren bei mir, nahm er im November 1856, mit den besten Zeugnissen, die man ausstellen kann, Abschied, um das von seinem verstorbenen Vater hinterlassene kleine Bauerngut zu übernehmen.

### 2.29 Der Tod Rudolfs 1851

Wenn mein ältester Bruder Rudolf in Zürich in das Gesuch von mir um materielle Hilfe schon nicht eingehen wollte, und besser fand, dafür weise Räte zu erteilen, so war er mir dennoch nicht desto weniger zugetan und hatte Freude an meinem prosperierenden Unternehmen. Aber leider sollte er nicht mehr lang davon Zeuge sein. Er konnte zwar noch am Leichenbegräbnis Bruder Kaspars in Neu-St. Johann, am 28. Juli 1850, aber schon leidend, im Begleit seiner Tochtermänner der Herren Pfarrer Zollinger und Weeser, teilnehmen. Sein Unterleibsübel, von Leberkrankheit herrührend, war nicht mehr zu heben. Der Zustand verschlimmerte sich mehr und mehr, dass er den Schmerzen schon am Neujahrstag 1851 erlag, erst 57 Jahre alt, als Opfer von Überanstrengung!

Ich darf wohl behaupten, dass damals in der Stadt Zürich wohl wenige Kaufleute gewesen sein werden, die diesem unermüdlichen Mann gleichgekommen sind. Ungeachtet seiner allzu kurzen Lebensdauer, war ihm doch so viel Zeit vergönnt, für seine Hinterlassenen in reichlichem Mass zu sorgen!

Von den mangelhaften Einrichtungen in Neu-St. Johann für das Verarbeiten der Seide, die zu so vielen Klagen Anlass gaben, habe ich genugsam geschrieben, es wäre also nur Wiederholung, wenn ich aufs neue in die Details eintreten wollte. Die in Uster in so bedeutendem Mass gemachten Fortschritte in Verbesserungen als Vermehrungen drangen dahin, endlich auch in Neu-St. Johann in rationellster Weise Ordnung zu schaffen.

Seit dem Tode meines Bruders Kaspar musste ich nun selbst sehen und prüfen, was am zweckmässigsten sein möchte. Ich tat es auch, indem ich in Färbereien, Kattundruckereien usw. mich umsah, was für Verbesserungen im Auswaschen, Auswinden und Trocknen gemacht worden seien. Und in Richterswil war es, wo ich in der Hürlimannschen Rotfärberei und Druckerei gerade das fand, was für meinen Bedarf am meisten zu passen schien. Der Dampf spielte da die Hauptrolle. Mittelst dem Dampfe machte man alles nötige heisse Wasser bis zum höchsten Siedepunkt und dann wurde der in die Trocknenstuben geleitet, um mit Schnelligkeit, ohne Gefahr und ohne Nachteil für die Tücher zu trocknen; eines dem anderen mit ununterbrochenen Regelmässigkeit folgende. Vom Auswaschen weg ging man zum Hydroextracteur oder Auswindmaschine, wo in etwa zehn Minuten, je nach Grösse desselben einviertel bis eineinhalb Zentner bis auf den letzten Tropfen Wasser ausgeschwungen werden konnte. Damals von 1850 machte man – was ich in

Richterschwil hörte und sah – Dampfkessel, Leitungs- und Tröcknerröhren für kleine Anlagen. Alles von Kupfer, so auch die Hydroextracteure.

Diese oder wenigstens ein Teil dieser Einrichtungen in der Hürlimannschen Fabrik waren von Kupferschmied Wild in Richterschwil gemacht. An denselben gelangte ich auch und informierte mich für eine meinen Zwecken geeignete und entsprechende Einrichtung. Befriedigt mit der erhaltenen Auskunft, kamen wir überein, dass er selbst nach Neu-St. Johann gehe, um Einsicht von der Lokalität zu nehmen und dann eine Kostenberechnung aufstelle. Herr Wild entsprach aufs prompteste und der Akkord wurde geschlossen und noch vor Schluss von 1850 funktionierte die ganze Maschinerie mit bedeutendem Vorteil gegenüber der alten. Es kostete aber auch schwer für jene Anfangszeit der Gründung!

Zur Förderung des grösstmöglichsten Nutzens, der aus diesem kostspieligen Apparat gezogen werden konnte, nahm sich nun auch der Associé und Schwager meines seligen Bruders Kaspar der Sache persönlich an. Seiner energischen Leitung und praktischem Sinne habe ich zu verdanken, dass ich mit ziemlicher Befriedigung auf dieses Unternehmen sehen durfte. Er verstand auch, den sich von der Coconsiederei ergebenden Wasserabgang aus den Seidenwürmern, also aus animalischem Stoff bestehend, zur Düngung seiner weitläufigen Wiesengründe nutzbar zu machen, indem er Behälter oder Jauchetröge zum Sammeln dieses vortrefflichen Düngers machen liess. Er ging mit gutem Beispiel der dortigen Bauernsame voran, wie man den Stalldünger zusammenhalten sollte, bis die geeignete Zeit da sei, wo man solchen dann zum grösseren Nutzen ausführen könne. Das gemeinnützige Streben dieses weitherzigen Mannes in allen Beziehungen des wirtschaftlichen Lebens kann ich hier nicht unberührt lassen.

Ich hatte Gelegenheit, während meiner so viellährigen Besuche des Ober-Toggenburg und jetzt in letzten Jahren zum Gebrauch der Luftkuren als Gastfreund in seinem Hause, ihn zu beobachten und gar oft zu begleiten durch Wiesen, in die Wälder und auf die Alpen, wo er mit seinem Scharfblick so manches entdeckte, das Anlass gab, entweder Beifall zu spenden oder den Tadel hervorzurufen. Was er unternahm, war aufs rationellste ausgedacht. So baute er auch in den grossen Komplex der Klosterwiesen drei Scheunen hintereinander, die in ihrer inneren Konstruktion als der äusseren samt den diversen Attributen wie laufendem Brunnen und Jauchebehältern als Muster uns vorleuchten können. Diese Bauten finden aber auch verdienten Beifall und Nachahmer. Mein Freund, Herr Ammann J. Ant. Schlumpf, ist denn auch der, welcher die leeren Waldstände zuerst anfing mit drei- bis vierjährigen Setzlingen wieder zu überpflanzen, anstatt ohne irgendein Zutun dem Schicksal zu überlassen, wodurch viele Jahre gewonnen sind. Ebenso führte er im Tal die Sommer- und Winterkäserei ein. Die nun allgemein gewordenen Zementarbeiten sind seiner Initiative zu verdanken. Als Menschenfreund und Gönner habe ich ihn auch kennen gelernt. Dass er unvermöglichen oder zur armen Klasse gehörenden jungen Leuten, welche Trieb und Anlagen dafür hatten, durch nachhaltige Unterstützung verhalf, einen Beruf zu erlernen oder studieren zu lassen, wenn sie in der Schule sich als würdig zeigten. Wie viele stetsfort bei ihm Zuflucht nehmen und auch finden, die geldbedürftig sind – deren Zahl ist gross. Er tut's gerne und aufs Uneigennützigste, denn mehr als nicht schenkt er den Zins.

Nicht minder offene Hand hat er für Unternehmungslustige in grösserem Massstab, die ihm als tüchtig erscheinen. Aber er ist fataler Weise in der Wahl schon recht unglücklich gewesen und zu grossem Schaden gekommen. Dieser Missbrauch seines Wohltätigkeitssinnes hat ihn in letzter Zeit viel bedächtiger und auch misstrauisch machen müssen.

Dieser mein Freund hat eine Beobachtungs- und Urteilsgabe, die man nur bei längerem Umgang mit ihm zu erkennen und richtig zu schätzen vermag! Für den Fortschritt in allen Beziehungen des Lebens aufs höchste zugetan, ist seine Lektüre stets eine gewählte und schliesst alles aus, was nicht zur Förderung technischen Wissens gehört. Anderem als nur Nützlichem und Schönem ab-



hold, weiss er, ausser seiner Familien, gesellschaftlichen Umgang, wie er sich in seiner Umgebung bietet, jetzt in vorgerücktem Alter ohne Mühe zu entbehren.

Ich bin unversehens von meinem Thema der neuesten Einrichtungen, die ich in Neu -St. Johann geschaffen, abgekommen, einem Drang folgend, die schönen, guten und gemeinnützigen Eigenschaften eines in seiner Gegend vielleicht einzig dastehenden Mannes mit Vorzügen begabt, die sich lohnen, näher ans Licht zu stellen, was ja auch nichts schaden kann, indem solche Beispiele so häufig nicht vorkommen.

Ich kehre wieder zu der in Stäfa unter stetiger Leitung des Herrn Peter organisierten Handkämmelei zurück. Diese erweitere sich in den ersten paar Jahren progressiv, dass der Bedarf in der Spinnerei Uster zum grössten Teil in dieser Stamiproduktion von daher konnte gedeckt werden. In Folge dessen konnte ich mich auch mehr auf «supérieure»-Gespinnste verlegen. Und auf diesem Weg war es möglich, was in meinen Wünschen nicht nur, sondern im Interesse des Ganzen liegen musste, die Arbeiten in Neu-St. Johann zu vereinfachen und auf Galettami zu beschränken, welche Matieres bloss für die sekundären Qualitäten zu verwenden blieben.

Dieser Rohstoff, aus Italien kommend, und von Chur aus direkt nach Neu-St.Johann instradiert, entbehrte aber eben einer genauen Kontrolle. Dasselbe fertig verarbeitet kam dann in Form von Watten nach Stäfa, wo mit demselben noch ein Macerationsprozess vorgenommen wurde, verbunden, natürlich, mit abermaligem Auswaschen, auspressen und Tröcknen. Dieses Verfahren verursachte zwar viel Arbeit und also Kosten, aber den Zweck vortrefflich erfüllte, der Seide einen erhöhten Glanz zu geben. In der Spinnerei wurden hierauf diese Nappes sublimiert, um dann pur für sich oder mit Mischung anderer Sorten versponnen zu werden. Ich hatte mittelst dieser Behandlung gegenüber meinen Konkurrenten einen Vorteil.

Das Geschäft hatte jetzt endlich einmal einen recht befriedigenden Gang erreicht. Man war soweit avanciert, Produkte zu liefern, die der Grossindustrie zugänglich waren für die Foulardfabrik als für Neublesstoffe. Aber auch sonst waren Zeichen neuen Auflebens vorhanden in der Geschäftswelt im endlichen Wechsel zu den vielen schlechten mit grossen Anstrengungen und Opfern durchgekämpften Jahren.

Wer hätte da wohl, weil es an der Zeit war zu ernten, passiver Zuschauer bleiben und sich begnügen können zu pflücken mit dem, was gerade am Wege stand. Am allerwenigsten mein «Ich». Es wäre gegen meine Natur gewesen bei dem steten Streben nach Vorwärts! Es kann also umso weniger auffallend erscheinen, da ich einmal festen Grund hatte, darauf zu denken, wie der Umfang des Geschäftes zu erweitern sein möchte. Ich machte zu diesem Ende schon im Jahre 1851 den Versuch, mit Frau Spörri als Besitzerin der pachtweise innehabenden Lokalität in Niederuster in Unterhandlung wegen käuflicher Übernahme derselben zu treten. Mein Plan war nämlich so gestellt, es könne mit Demolierung der Wohnung vom Keller an bis zum obersten Dachraum so viel Platz gewonnen werden, dass eine solche Ausdehnung für längere Zeit genügen dürfte. Wenn dies nicht mehr der Fall sein sollte, so liesse sich ein Anbau ausführen, welcher mit der Ausnutzung der noch übrig bleibenden Wasserkraft entsprechend wäre! Frau Spörri schien gar nicht abgeneigt zu unterhandeln, nur wusste sie nicht recht, wie viel sie fordern sollte. Endlich, nach langem Besinnen und vielem sehr ermüdendem Hin- und Herreden, wie es Leute von so missgönnendem Charakter in sich haben und da sie beständig fürchten musste, mich als Pächter zu verlieren, kamen wir zum Preis von 15'000 Gulden überein (CHF 35'000) mit der Verabredung, dass sie den darauf folgenden Sonntag nach Stäfa komme, wo der Kaufvertrag zu unterzeichnen sei.

Dies geschah, Frau Spörri kam wie abgeredet. Der Vertrag wurde abgelesen, richtig befunden, und als es zum Unterzeichnen der zwei Doppel gehen sollte, bemerkte sie, es müssen noch 500 Gulden als Trinkgeld hinaus zum Voraus bezahlt sein. Mein Erstaunen darüber war nicht gering. Es machte sich Luft wie ungefähr ein unerwartetes Donnerwetter! Und mit der Erklärung, dass ich



auf eine solche impertinente Nachforderung hin nun vom ganzen Handel gar nichts mehr wissen wolle! Und abgebrochen blieb es, denn der Entschluss war so fest, dass ich um keinen Preis mehr eingetreten wäre. Diese in der Tat merkwürdige Zufälligkeit war schon in meinem so plötzlich gefassten Entschluss dieser Vertragsannullierung sonderbar, wenn schon mit gerechtem Unwillen aber doch in etwas zu brüskem Auftreten, unbekümmert der Folgen. Die Konsequenzen sollten aber nicht zu meinem Unheil sein, wie der Leser sich davon überzeugen kann.

Wäre ich nämlich in eigentümlichen Besitz dieser Lokäler gekommen, wie es mein wirklicher Ernst gewesen ist, so würde trotz dem gemachten Plan ein Ausräumen des Fabrikgebäudes von der Wohnung und in einem neuen Anbau die Triebkraft in dem benutzten sieben Fussgefäll bestehend, mit mittlerem Wasserquantum von etwa 30 Kubikfuss, bei Vermehrung von 1000 à 1500 Spindeln ganz ausgebeutet worden sein. Denn damals war der Pfäffiker See noch nicht zum Reservoir umgewandelt und hatte das Wasser aus demselben noch Tag und Nacht freien Lauf wegen der Mühlen, die, gestützt auf ihre Rechte, kontinuierlich arbeiteten. Hier wäre ich also «bon gré mal gré» an ein Ziel gelangt.

Und auf ein Objekt angewiesen gewesen, das nichts weniger als gefreut zu nennen die Beschaffenheit gehabt hätte: flüchtig gebaut, die Stockwerke zu niedrig und die Dimensionen in Länge und Breite den neuen Anforderungen nicht angepasst, die Anlagen in Wasserwerk, Betrieb und Kanälen in baufälligem Zustand. Durch einen eigentümlichen Zwischenfall musste ich, wie oben erzählt, diesem vermeintlichen Glück entrinnen.

Meine Gedanken waren jetzt von diesem Augenblick ab, da dieses Projekt so unerwartet gescheitert, aufs äusserste beschäftigt, eine Lokalität zu finden, die auch in Hinsicht zukünftiger grösserer Bedürfnisse einige Chancen zu bieten vermöge. Von vornherein mich also dazu gefasst zu machen habend, selbst zu bauen, wenn ich etwas für alle Zeit Dauerndes und für die Florettseidenbranche entsprechendes zu erstellen gedenke. Es sollte dahin zielen, alle drei Abteilungen in Neu-St. Johann, Stäfa und Niederuster nach und nach zu konzentrieren.

Dies bei einer solchen Hauptoperation in Aussicht zu nehmen, hatte die vollste Berechtigung. An Gelegenheiten zur Realisierung solcher Pläne mangelte es auch nicht. Offerten gab es mehrere, die der näheren Beaugenscheinigung Wert schienen, wobei mir die Wahl nur erschwert wurde.

Es trugen mir zum Beispiel die Breitewiesen-Besitzer in Niederuster ihr Wässerungsrecht an, das sie auf einen Komplex von etwa 16 Jucharten mit Nutzungsrecht der Hälfte des Aabachwassers hatten. Das Wasser zwischen dem Wuhr von Frau Spörri und der Mühle aufgefangen, erzeigte bei dem vorgenommenen Nivellement an den See ein Gefäll von 28 Fuss und hätte bei halber Teilung des Wassers und mittlerem Wasserstand 35 Pferdekräfte produziert, während des Spörri'sche ohne Wasserteilung nur 17 hatte. Natürlich würde durch Ausführung dieses Projektes Frau Spörri stark geschädigt worden sein, dessen Schaden sie zwar einzig den Breitewiesen-Besitzern hätte zur Last legen können. Ich verzichtete, diesen Umstand berücksichtigend, aus freien Stücken.

Eine zweite Wasserkraft wurde mir an der Limmat unterhalb Wipkingen vom Kantonsrat Studer angetragen, (diejenige, so gegenwärtig im Besitz von Baumann älter und Co. ist). Ich wurde aber von gewisser Seite gewarnt wegen der kostspieligen Wasserbauten und besonders der Reparaturen, die ja nach jedem grossen Wasser eine schwere Servitut seien. Zum dritten wurden meine Blicke an den Ausfluss des Hüttensees gelenkt, wo etwa drei Gefälle bis an den Abfluss in den Zürichsee bei Bäch zu erwerben gewesen wären. Eines davon, ob Wollerau in der Fürte, war wegen der Höhe des Gefälles sonderheitlich der Beachtung wert, befand sich auf katholischem Boden, wo mit den vielen Feiertagen gerechnet werden musste.

Ich hätte noch andere zu verzeichnen, solche waren aber zu weit entfernt und wieder zu abgelegen. Dann kam zwischen hinein ein viertes, nämlich das jetzt besitzende. Es wurde von



gewisser Seite im Geheimen angeregt und musste, wenn das Gewinnen möglich werden sollte, als Geheimnis mit Schnelligkeit behandelt und abgetan werden, da Herr Oberst Kunz sich schon vergeblich darum bewarb und keinen anderen zugelassen haben würde.

Von Spörris Auslaufkanal bis zur Einmündung in den Greifensee hatte der Aabach noch ein Gefälle von etwa 20 Fuss auf eine Strecke von etwa 2'500 Fuss. Aber auch da gehörte die zweite Hälfte des Wassers, was eben die oberen Breitewiesen-Besitzer übrig lassen mussten, verschiedenen wässerungsberechtigten Bauern und waren diese in zwei Abteilung, nämlich in zwei Auffangwuhre geteilt. Das obere, Hagackerwuhr genannt und das untere Stogelwiesenwuhr(?), hatten jedes wohl acht, zusammen also 16 ½ Fuss Gefälle. Zwischen dem oberen Wuhr der Hagackerwiesen und dem Spörrischen Auslaufkanal existierte noch ein Gefälle von dreieinhalb Fuss, frei von Wässerungsrechten. Dieses Gefälle wurde im vorhergehenden Jahr von Alt Bezirksrichter Homberger zur Oberen Ziegelhütte in Reidikon gekauft und vom Staat konzessioniert unter Vorgabe, daselbst eine Schleife und Hanfreibe erstellen zu wollen. Er verkaufte aber dieser Gefälle unmittelbar an Alt Statthalter Berchtold mit grossem Gewinn zum Zweck einer Mühle. Dieser Berchtold führte wirklich ein Gebäude auf. Ehe aber dasselbe im Innern ausgebaut war und noch keinerlei Anstalten weder für Mühle noch Wasserwerk getroffen waren, so kam ich dazwischen.

Nachdem ich den Entschluss gefasst, dem geheimen Wink zu folgen, so beauftragte ich meinen Aufseher Walder für das Gefälle bis zum unteren Stogelwiesenwehr in etwa 12 Fuss bestehend, mit den sämtlichen Wasserwerkbesitzern und so auch mit dem neuen Eindringling Berchtold, von dem ich wusste, dass er die nötigen Mittel zu einem Mühlebau nicht habe, in ein und derselben Nacht zu unterhandeln und die Käufe fest abzuschliessen. Auf diesen meinen festen Entschluss folgte die Tat!

In derselben wurde mit sämtlichen Wässerungsberechtigten bis zum Stogelwiesenwuhr unterhandelt und die Käufe geschlossen. So auch mit dem Mühleprojekt-Besitzer Berchtold. Keiner sollte vom andern ein Wissen haben, indem zu befürchten gewesen wäre, dass, wenn mein Projekt einmal verraten, es schwer halten werde oder dann nur unter sehr erschwerenden Umständen und grossen Opfern zum Ziele zu gelangen. Und diese Befürchtung zeigte sich nicht als überflüssig, denn am folgenden Tag, als diese überraschende Neuigkeit unter die Leute und auch zu Ohren des Konrad Meyer, Bedienter von Herrn Oberst Kunz, der in Niederuster wohnte, kam, sprang er sofort zu den betreffenden Bauern, um mir das Projekt zu vereiteln, sei es durch Mehrgebot oder andere seiner Künste. Aber es war zu spät! Um aber doch noch möglichen Hintertreibungen vorzubeugen, musste und wurde von meiner Seite auf sofortige notarialische Protokollierung gedrungen. Die Käufe mit den wässerungsberechtigten Bauern, nur fürs Wasser ohne Land. Einzig bei demjenigen von Berchtold waren die Bachborde zur Herstellung des Auffangwuhres und das nötige Land für den Zulaufkanal einbedungen. Nun blieb es übrig zu sorgen für Land zu dem Fabrikgebäude und für den Ablaufkanal. Da musste wieder parzellenweise mit verschiedenen Besitzern unterhandelt werden. Infolge dieser Zerstückelung kam denn auch das Baulokal teuer genug zu stehen, weil man wusste, dass ich es haben musste.

Es hätte mir nun nicht pressiert zu bauen und würde ich - nachdem ich der Hauptsache, nämlich der Lokalität, mich versichert hatte - gerne wenigstens ein Jahr damit zugewartet haben. Aber es wurde mir ganz unerwartet die Pacht gekündet und wurde ich deswegen von Frau Spörri in eine gewisse und wohlberechnete Verlegenheit gebracht, wobei sich ziemlich gut durchblicken liess, dass es auf eine Ausbeutung abgesehen sei. Ich musste demnach aufs Neue wegen Prolongation des Pachtes kontrahieren für so lange Zeit, als ich rechnen konnte, in mein eigenes Etablissement einziehen zu können. Das aber war nur mit erschwerten Konditionen möglich. Die so plötzliche Kündigung und Extraentschädigung für verlängerte Pacht suchte Frau Spörri damit zu entschuldigen, weil sie mit ihren Schwägern Lochmann und Spörri übereingekommen, selbst das Fabrikgebäude zu benutzen. Sie seien gesonnen, die Baumwollspinnerei einzuführen. Dieses ist denn auch nach meinem Auszug wirklich geschehen. Es sollte dieses vermeintliche Glück nicht von

Seite **75** von **91** 

langer Dauer sein, denn nach Jahren kam diese Societät dahin, nach gemachten Einbussen das Geschäft aufgeben zu müssen. Im Jahre 1864 verkaufte Frau Spörri das ganze Besitztum an die Herren Weber und Bünzli.

Wie aus dieser Sachlage zu ersehen ist, bin ich eben entgegen meines Wunsches und Willens gezwungen worden, sogleich mit meinem Bauprojekt mich aufs ernstlichste zu befassen, um vor Ende 1853 die Übersiedelung der Maschinen ins Werk setzen zu können.

### 2.30 Neubau der Spinnerei mit Turbinen-Wasserkraft (1852)

Ich führte einen Bauplan auf, ganz so, wie die Fabrik jetzt steht, nämlich ohne Dependencen, nur um ein Stockwerk niedriger. Die anfängliche Aufführung beschränkte sich aber auf die Hälfte vom rechten Flügel nördlicher Seite an. Der Zulaufkanal wurde durch den Berg von äusserst hartem Felsen tunnelmässig getrieben in einer Länge von etwa 500 Fuss – fünf breit und viereinhalb hoch.

Gerade damals war es, wo die Turbinen durch Escher Wyss & Co. eingeführt wurden und dass Walter Zuppinger von Männedorf als Direktor der Wasserwerkbauten in diesem Haus, mit dem ich von Jugend an befreundet war, mich veranlassen konnte, zur Wahl dieser neuesten Erfindung zu schreiten. Die Turbine wurde nach dem Wasserstand zu jener Zeit von 25 à 35 Kubikfuss gebaut mit einem Stellring zum regulieren, was aber von Hand zu geschehen hatte. Sie wurde im unteren Ecken vom nördlichen Fabrikflügel platziert auf elf Fuss Gefälle und der Ablauf in etwas schiefer Richtung in den Bach geleitet in überwölbtem Kanal. Nebst der Turbine erstellten Escher-Wyss & Co. das gesamte innere Manège. Ich sparte also nicht für korrekte und solideste Ausführung der Wasserwerk- und Triebanlagen. Während das Ganze sehr gelungen zu sein schien, liess aber doch die effektive Triebkraft zu wünschen übrig, indem sie nicht leistete, was versprochen worden. Der schöne regelmässige Lauf gegenüber einem Wasserrad entschädigte dafür etwas.

### 2.31 Familien- und Gesellschaftsleben in Stäfa

Ich müsste es mir fast als Sünde anrechnen, wollte ich nicht denjenigen Teil meines gesellschaftlichen und Familienlebens, den ich von 1844 bis 1858 in Stäfa zubrachte, auch einige Blätter widmen. Denn dieser Teil war ja wohl die schönste Periode meines Daseins!

Bekanntschaft mit dem damals sehr angesehenen Herrn Leutnant Pfenninger in Oetikon-Stäfa hatte ich schon in meiner Jugendzeit. Nähere mit dessen ältestem Sohn Friedrich gab es erst auf den Geschäftsreisen, die ich für meinen Vater nach St. Gallen zu machen hatten, wo er im Bankierund Kommissionshause des Herrn Girtanner Sohn, älter, nach absolvierter Lehrzeit konditionierte und der Branche der Weinhändler zugeteilt wurde. Diese war für ihn massgebend und so als Lebensberuf entscheidend.

In seinem väterlichen Hause, das sehr weitläufig und mit zwei grossen Kellern und noch im Nebenhaus mit einem dritten versehen war, etablierte er sich und betrieb das Weingeschäft. Wie wir schon wissen, machte er Bekanntschaft mit meiner Schwester Margaretha, die er im Jahre 1837 ehelichte und die sieben Tage nach der Geburt des zweiten Kindes, am 18. Mai 1840, wieder von ihm durch den Tod getrennt wurde. Das war eine lange und schwere Zeit der Trauer um die so plötzlich Dahingeschiedene und die Wunde, die durch diesen Verlust geschlagen wurde, konnte nur durch die Zeit einigermassen, nie aber ganz geheilt werden.



Zwei mütterlich verwaiste Kinder im zartesten Alter waren nicht nur zu verpflegen sondern auch zu erziehen. Er, der Vater, sowie seine nächsten Anverwandten, namentlich von unserer Seite, mussten nach der überstandenen schmerzvollsten Zeit darauf Bedacht nehmen, wie die verlorene Mutter zu ersetzen sein möchte. Die wichtige Wahl zu treffen bei einer zweiten Verehelichung, wenn noch unerzogene Kinder da sind, ist, wie allgemein erkannt, sehr schwierig und als einen glücklichen Zufall zu rechnen, wenn es gerät. Ich könnte hier aus nahestehender Familie ein Beispiel anführen, wo sie Stiefmutter der rechten Mutter so weit nachstund, dass es zum Gegenteil von segensvoller Erziehung ausschlagen musste. Nun zum Glück kam es nicht so bei meinem Schwager Fritz Pfenninger. Die Wahl, die zur Zufriedenheit seiner wie meiner Familie getroffen worden, erwies sich im Verfolg der Zeit als solche, wie man es hätte kaum besser wünschen können.

Die Betreffende hiess Jungfer Catharina Bek aus Bretten (Baden) und wohnte schon ein paar Jahre bei ihrem Bruder, Konditor Bek in Zürich. Jungfer Bek war öfter auf Besuch bei Bekannten in Stäfa, wo er sie kennen lernte. Ihre Abstammung ist eine gut bürgerliche aus der Stadt Bretten, wo ihr Vater Kupferschmied war. Sie hatte eine gute Bildung und war in ihrem Umgang sehr ansprechend und von friedliebendem, sanftmütigem Charakter, wurde sie so allgemein beliebt. Die Verehelichung hat Anfangs Oktober 1841 stattgefunden.

Nachdem nun das Haus meines Schwagers wieder bestellt, die zwei Waisen wieder eine brave Mutter bekommen und wir unsererseits, besonders meine gute Mutter, sich auch beruhigt fühlte, so kamen auf die betrübten Tage auch wieder heitere, ja recht frohmutige. Dafür war das Haus meines Schwagers recht eigentlich als Mittelpunkt wie geschaffen. Die Abende ausser den Gesellschaftstagen, war man, einige seiner ausgewählten Freunde, zu denen ich zunächst zählte, in seinem Haus versammelt, wo man sich aufs beste unterhielt und wo ein gutes Glas Wein nicht fehlen durfte.

War ein Fest, deren es das Jahr durch nur zu manches gab, bei welchem die Familien vollständig erscheinen mussten, so wollte die Fröhlichkeit kein Ende nehmen, wobei dann gesungen wurde und von allem aus das Lieblingslied meines Schwagers angestimmt werden musste:

Freund, ich bin's zufrieden, Geh es wie es will, Unter meinem Dache Leb ich froh und still-Mancher Thor hat alles, Was sein Herz begehrt, Doch ich bin's zufrieden, das ist Goldes wert. usw.

An Geselligkeit in Stäfa mangelte es überhaupt nicht. So waren beispielsweise drei Gesellschaftstage in der Woche, nämlich: am Dienstag im Rössli, am Donnerstag in der Sonne und samstags auf der Post bei Präsident Mohr. Bei diesen in der Regel stark besuchten Gesellschaftsabenden waren alle Stände vertreten. Vom Landwirt an, die Fabrikanten, namentlich der Seidenindustrie, Kaufleute, Ärzte, Lehrer, Kapitalisten usw. Es war damals noch recht lebhaft in Oetikon, wo der Seehafen für den grösseren Teil der Gemeinde Stäfa gelegen ist, und von wo aus die Bergstrasse nach den äusseren Gegenden und dem sogenannten Bauernland sich zog, sodass zur Zeit drei Gasthöfe gutes Auskommen fanden.

Dazu trug auch noch seit 1835 bei, wo das erste Dampfschiff «Minerva» seine Fahrten auf dem Zürichsee begann und eben hier in Oetikon anhielt. Nun aber die Eisenbahnen aufgekommen sind, namentlich die Glatthalbahn von Mitte der 1850iger Jahre und dieselbe bald darauf von der



Gesellschaft der Vereinigten Schweizer Bahnen weitergebaut wurde, nämlich über Rüti nach Rapperswil, so entzog diese Bahnlinie dem Verkehrt mit dem See und besonders Stäfa nach und nach alles Leben, sodass gegenwärtig nur noch für den Lokalbedarf durch die Schifffahrt zu sorgen ist. So ist durch die Zeitumstände auch hier eine Wandlung vorgegangen, aber zum Unglück im retrograden Sinn für den einstmals hervorragenden schönen Ort.

Von den drei Gasthöfen ist einer freiwillig eingegangen und die zwei anderen halten sich, wie sie mögen. Der Häuserwert im Ganzen ist gesunken, und - was aber vor allem aus bedauernswert erscheint - ist, dass in gewerblicher Beziehung nur Rückgang konstatiert werden kann.

Mein engeres Familienleben war jetzt nach hart bestandenen Proben in den Wandlungen des äusseren Glückes ein zufriedenes oder gehörte wohl zu den glücklichen! Nachdem sich immer günstiger gestaltenden Wechsel der Umstände und den vielen Annehmlichkeiten die Stäfa bot im Freundesverkehr mit den ersten Familien, wurde meine Frau auf den Gipfel wahren Glückes gestellt und eben auf diese günstige Wendung der Dinge hin, hatte es in Lichtensteig bei ihrer Mutter und Geschwistern einen solchen Einfluss, dass ich wie durch magnetische Kraft zum sehr geschätzten Tochtermann und Verwandten gestempelt werden sollte, indem man mir bei meinen Besuchen nicht Ehre genug glaube erweisen zu können.

Das Beispiel, welches mir vergönnt ist, in diesen Memoiren aufzustellen, kommt nicht so häufig vor und kann eher zu den Seltenheiten gezählt werden. Wenn ich also heute einen Rückblick auf jene Zeit werfe, so muss ich mich nicht zu sehr darüber wundern, dass ich von Gefühlen musste gehoben werden, die mich stolz hätten machen können. Dass ich aber Gottlob in keinen solchen Fehler oder Übermut verfallen bin, glaube ich damit am besten beweisen zu können, dass ich mit all dem Getanen doch nie so befriedigt war, um die Arme in den Schoss legen zu können. Nein, es sollte noch besser werden, das Ziel schien mir denn doch noch lange nicht erreicht zu sein. Daher blieb auch meine Tätigkeit rastlos und unermüdlich.

Daneben hatte ich aber nichts desto weniger auch meine schwache Seite - seit dem Abgang Aufseher Walders 1855 war ich minder glücklich in der Wahl, diese so unerwartet entstandene Lücke wieder auszufüllen. Es meldete sich dafür ein Mann, der alles das versprach zu sein, den ich haben sollte, denn er hatte von Jugend auf die Fabrik durchgemacht, wie es bei jedem sein sollte, der sich zu etwa Tüchtigem empor arbeiten will. So geschah es bei diesem, namens Wartmann, der im Eichthal als Aufseher anfing und es frühzeitig zum Spinnen brachte, zum Aufseher avancierte und in dieser Eigenschaft in Meilen Anstellung hatte. Der Grund, dass er den Platz ändern wollte und mir seine Dienste anbot, war in der Hoffnung, sich bei mir besser stellen zu können und um dies zu erreichen musste er, auf Leistungsfähigkeiten hinweisen, sich stützen, die er aber nie zu erfüllen imstande war. Neben guten Eigenschaften, wie Treue, Fleiss und richtigem Verständnis in Behandlung der Arbeiter, mangelte es ihm dagegen ganz an Scharfsinn. Er musste auf alles, was der Verbesserung bedürftig war, zuerst aufmerksam gemacht werden. Zufälligerweise war ein geschickter Mechaniker da, namens Bodmer, mit dessen Hilfe der Oberaufseher seiner Stellung und Aufgabe am Ende zu genügen vermochte. Durch den geistig begabten Aufseher Walder, der nicht minder vorwärts strebte, wurde ich etwas verwöhnt und eingewiegt, indem ich mich zu sehr auf ihn verliess. Durch seinen Nachfolger wurde ich nicht nur aufgeweckt, sondern fand als erstes Gebot, die Hauptzügel wieder selbst in die Hände zu nehmen und mich aufs Neue, wie es vor dem geschehen, in alle Details einzulassen.

Ich habe oben bemerkt, dass ich auch meine schwache Seite gehabt habe. Diese bestund hauptsächlich darin, dass ich längst schon hätte trachten sollen, von meinem Wohnsitz in Stäfa in die Spinnerei überzusiedeln. Das Wohnhaus in Niederuster war so weit zur Aufnahme da, dass nur im Innern die wohnliche Herstellung auszuführen blieb. Aber Stäfa hatte so viel Anziehungskraft für uns, dass ich im Ernst nicht daran denken konnte noch wollte, mich davon zu trennen. Das so im ruhigen Hintergrund und doch mit aller Aussicht auf den See gelegene Wohnhaus, umgeben mit

Seite 78 von 91

Gärten, eigenem offenen Platz an die Seestrasse anstossend, im Besitz der besten Stücke Reben in ganz Stäfa, wohl eine Juchart enthaltend, ohne die in der Nähe des Hauses. Und dann aber, wie schon erzählt, die schönen verwandtschaftlichen Verhältnisse mit meinem Schwager Fritz Pfenninger. Die vielen lieben Freunde und das gesellschaftliche Leben, dem nichts zu wünschen übrig blieb. Die schönen Gelegenheiten an Sonntagen zu Ausflügen, zu Wasser wie zu Land. Konnte und musste so vieles vereint auf diesem Erdenleben nicht einen Menschen so bezaubern, dass er nicht immer den richtigen und fast Notwendigen gehörig Rechnung trug?

### 2.32 Übersiedlung von Stäfa nach Niederuster

Diese Passion hatte bei mir ein paar Jahre das Übergewicht, zu welcher mein Schwager und andere intime Freunde beitrugen soviel sie konnten, mich vom Wegzug abwendig zu machen. Aber das Bewusstsein in meinem Innern, das wie Glut unter der Asche fortglimmte, liess mir keine Ruhe. Wollte ich dem Werk die Krone aufsetzen, so musste ich selbst und unmittelbar an die Spitze desselben treten. Eine ernstliche Unterredung darüber mit meiner Frau im Jahre 1857 führte zu dem Entschluss, die Vorbereitungen zu der Übersiedlung nach Niederuster zu treffen, wozu der Ausbau im Innern des Wohnhauses gehörte und zu dessen baldiger Vollendung ich Hand anlegte, sodass es möglich werde, im Herbst einzuziehen. Und in der Tat wurde alles programmmässig vollzogen. Die Wohnung wurde aufs komfortabelste eingerichtet.

In Stäfa wurde schon in Kisten eingepackt und zum Umzug bereit gemacht, aber je näher das Ziel anrückte, umso viel wuchs auch mein Wanken und Unschlüssigkeit und die Folge war der Verzug ins folgende Jahr. Ein etwas berechtigter Umstand war freilich eingetreten, der entschuldigend einwirken durfte.

Mein Bruder Heinrich, den wir mit unserer Erzählung über sein Wirken anfangs der 50iger Jahre in Montpellier verliessen und die wir an geeigneter Stelle wieder aufzunehmen willens sind, konnte sich in den Beziehungen gegen mich punkto Inkassi soweit vergessen, dass nur aus Rücksicht auf meine eigene Existenz ich in die Notwendigkeit versetzt wurde, mit ihm zu brechen und den Weg gesetzlicher Schritte einzuschlagen, um gegen weiteren Missbrauch geschützt zu bleiben. Dieser fatale Vorfall verursachte eine neue Trennung, wie es früher schon aus ähnlichen Ursachen geschehen ist – ich konnte und durfte nicht anders handeln.

Nun kam im Herbst 1856 ganz unerwartet ein Brief von ihm, der für mich als Bruder recht ergreifend sein musste. Dieser Brief war etwa folgenden Inhalts: Er befinde sich in einer Lage, geschaffen durch allerlei Umstände und Missgeschicke trotz aller Anstrengungen während etwa 22 Jahren Aufenthalts in Frankreich, eine unabhängige Existenz und sorgenfreie Zukunft zu finden, ohne Ruhe und Rast um zu diesem Ziel zu gelangen und öfter demselben nahe gestanden, aber stets sei dieses Glück, das ihm lächelte, wieder entschwunden und nur Kampf ums Dasein an die Stelle getreten. Dadurch sei er, wenn nicht gerade mutlos doch aber müde geworden, sodass ihm jetzt nur ein Wunsch bleibe. Nämlich der, in seine Heimat zurückzukehren, um da, wenn möglich sich noch nützlich zeigen zu können und in Frieden seine Tage zu beschliessen. Er mache mir ganz zutrauensvoll diese Mitteilung, in der Hoffnung, ich werde sie günstig aufnehmen und ihm entsprechende Antwort zuteil werden lassen.

Dieser Schmerzensruf - und anderes war es nichts - ausgegangen von einem Manne wie Heinrich, musste aus erbittertem Herzen gekommen sein, von einem, ich wiederhole, der wie er von der Natur ausgestattet und einer geistigen Ausbildung, wie es der Mensch nur wünschen kann, am Ende seiner geschäftlichen Laufbahn nur lauter Täuschungen hinter sich sehend, zu so fast demütigendem Schritt Zuflucht nimmt.



Dieser Ruf, den ich nur zu gut verstanden, war nicht «gleich der Stimme in der Wüste», das Echo widerhallte in meinem Herzen, alles vergessen, was mir Unrecht getan und nur mit den Gedanken der Erinnerung, was er mit Nützliches geleistet, antwortet ich ihm gleich, mein Bedauern aussprechend über die Beweggründe, die ihn zu seinem Schreiben veranlassten, und dass, wenn es wirklich sein Ernst und Wille sei in die Heimat zurückzukehren, er bei mir mit offenen Armen empfangen werde, das Weitere dürfte er mir zutrauensvoll überlassen.

Noch vor Ablauf des Jahres 1856 kam mein Bruder wirklich in Stäfa an, wo er von meiner sowie Schwager Fritz Pfenningers Familie aufs herzlichste empfangen wurde.

Wir kamen nun überein, dass er seinen Aufenthalt in Niederuster nehme und dass er seine Zeit und Wirksamkeit der Spinnerei als Oberleitung zuwende. Für seine kleine Menage wurde im Wohnhaus gesorgt. Dieser Zwischenfall war jetzt eben der Umstand, warum ich meine Übersiedlung von Stäfa nach Niederuster wieder auf ungewisse Zeit verschob. Der zu wenig befähigte Aufseher Wartmann hatte jetzt in der Person meines Bruders einen stetigen Meister. Nicht nur zeitweiligen, wie es mit mir der Fall war, gegenüber der er fast wie ein Lehrbub zu stehen kam und ihm als angestellten Oberaufseher natürlich unbequem sein musste, aber nichts übrig blieb, als gutwillig sich zu fügen oder den Platz zu quittieren.

Also kam es, dass ein längeres Verbleiben in Stäfa entschuldbar war und mein Lieblingswunsch frische Nahrung erhielt. Aber Heinrich, der beineben gesagt mit Eifer und Fleiss für Förderung des guten Ganges der Spinnerei einstund, litt schon an den Anfängen einer Krankheit, die bisweilen störend in seine Tätigkeit eingriff, und, zu seiner Ehre sei es gesagt, er tat sich Zwang an, doch nichts zu versäumen, während dem er mehr Rücksicht auf seine Leiden hätte nehmen und sich der Fabrik enthalten sollen.

In Uster hatte er von seiner früheren Glanzperiode her noch mehrere Freunde, darunter auch zwei Ärzte, die Herren Zangger und Hafner, die ihn behandelten und ihm ihr Möglichstes taten. Die anderen, als die Herren Gerichtsschreiber Ehrismann, Hauptmann Bleuler, Statthalter Zangger, Bezirksrat Heusser usw. bekümmerten sich sehr um ihn, wenn er nicht an den Gesellschaftstagen in Uster erscheinen konnte. Es war gewiss sehr zu bedauern, dass der früher so kerngesunde Mann jetzt immer mehr von bedenklich werdenden Unterleibsbeschwerden heimgesucht werden musste. Gerade da, wo er sich wieder des Lebens hätte erfreuen können, teils als Leiter eines glücklich situierten Geschäftes, als mitten unter so guten Freunden, die wegen seines liebenswürdigen Charakters und aufgeweckten geisteswitzigen Humors wie einen lieben Bruder umgaben, denn selbst Herr Oberst Kunz hatte viel Freude an ihm.

Sein Übel verliess ihn nie mehr ganz. Auf gute Tage folgten wieder schlimme. Im Frühjahr 1858 kam man auf den Gedanken, ob nicht die klimatische Änderung Schuld sein möchte. Nach so langem Aufenthalt im südlichen Frankreich und der plötzliche Wechsel in ein rauheres Land, eine ganz verschiedene Diät und anderes mehr musste wohl oder übel seinen Einfluss üben. Ich machte daher meinem Bruder den Vorschlag einer Reise nach Frankreich, die den Zweck haben sollte, seine Gesundheit unter milderen Himmelsstrichen wieder finden zu können, und dann zugleich, wenn es seine Umstände erlaubten, unsere Geschäftsfreunde zu besuchen und neue Verbindungen anzuknüpfen. Heinrich war damit vollständig einverstanden und hoffte auch er, nun auf einem solchen Weg von seinem Übel wieder befreit werden zu können. Nach den Vorbereitungen für eine längere Abwesenheit getroffen, verreiste er im April 1858 unter allseitigen Glück- und Segenswünschen.

Auch ich hatte Hoffnung, dass mein Bruder seinem Übel durch diese klimatische Luftveränderung am ehesten noch begegnen könne, wenn es nämlich nicht schon zu spät sei, und dieses eben war zu befürchten und musste von mir vernünftiger Weise in Betracht gezogen werden, dass diese

Krankheit schon längere Zeit könne im geheimen gebrütet haben und nun endlich zum Ausbruch gekommen sei und je nach dem gefahrdrohend werden könne.

Die Oberleitung, als die wichtigste und unerlässlichste Stelle in der Spinnerei Niederuster, war durch die Abwesenheit Heinrichs wieder blossgestellt und konnte es nicht ohne Nachteil auf gewisse Zeit bleiben. Ich entschloss mich unter solchen Umständen, trotz aller Sympathien für mein liebes Stäfa, nur den Pflichten gehorchend ohne Zögern diese Lücke selbst auszufüllen, indem ich Anstalten traf, dass mit dem Wegzug in Stäfa vorerst mit dem Macerationsapparat begonnen und hierauf mit den Hausmobilien. Wie ich schon berührt, war in Uster alles zur Aufnahme bereit, sodass wegen des Umzugs fast keine Störungen stattfinden konnten; Scheune, Stallung, Remisen, Magazine für die vielen in Stäfa lagernden Waren warteten schon auf deren Benützung. Eines aber konnte nicht sogleich nach Wunsch und Willen geändert werden, das Fergen der grossen Zahl Handkämmler, die wir dem Zürichsee entlang beschäftigten. Dafür musste ein Tag in der Woche festgesetzt werden, wo in meinem Haus in Stäfa dieses Geschäft durch den Angestellten Herrn Peter wie vorher besorgt wurde. Diese Handarbeit hörte aber auch bald auf und wurde in der Fabrik durch die neu aufgekommenen englischen dressing-Kämmelmaschinen ersetzt. Näheres darüber verweise auf später.

Bei diesen teilweise wichtigen Veränderungen des Domizils Stäfa-Uster, wurde ich durch einen meiner Angestellten, Adolf Schiess, kräftig unterstützt. Es wäre nicht recht, wenn ich nicht endlich und gerade bei dieser Gelegenheit seiner besonders erwähnten würde. Tat ich es doch bis dato bei allen solchen, die Stellung über das gewöhnliche Niveau bei mir einnahmen. Herr Schiess ist schon im Jahr 1854 auf Veranlassung und besondere Empfehlung meines Neveu, des Herrn Fritz Bindschedler & Weeser, Nachfolger vom Hause Tobler & Bindschedler, als einem ihrer Freunde bei mir in Stäfa in Kondition zu treten, angestellt worden. Seine Vergangenheit ist eine, ich erlaube mir es herauszusagen, in mancher Beziehung exzentrische! Von dem in Herisau lange Zeit und teils jetzt noch hervorragenden Geschlecht der zahlreichen Familien Schiess stammend, genoss er die Vorteile grösstmöglicher Ausbildung, nach deren Vollendung er dann in das grosse Fabrikations- und Handelshaus seines Grossvaters trat, in dem sein Vater als Anteilhaber figurierte, wegen seines originellen Wesens und der fixen Idee, er sei sonst reich genug, aber frühzeitig den Austritt nahm.

Unser Adolf Schiess, mit geistigen Anlagen über dem gewöhnlichen Mass begabt, aber daneben auch mit den Sonderbarkeiten seines Vaters behaftet, wurde schnell befördert und nach Vollendung der Apprentissage ihm der Platz Paris, wo ein Hauptdepot der Stick- und Musselinenwaren errichtet war, als Ort seiner Tätigkeit angewiesen, wo er während einiger Jahre den grösseren Teil der Zeit zuzubringen hatte. Nach und nach aber weniger seinen Pflichten bei einer so wichtigen Aufgabe folgend, aber mehr, ich möchte sagen, vererbten Leidenschaften nachgebend, und im vorherrschenden Gefühl väterlichen Reichtums sich über Erlaubtes wegsetzte und lieber persönlicher Freiheit im Nichtstun fröhnend, gelangte er nach Zürich, wo er eben die Bekanntschaft unter vielen anderen auch die meiner Herren Neffen machte. In dem damals so berühmten Hotel Baur sein Hauptquartier aufschlug, den grossen unermesslich reichen Herrn spielte, alles auf Rechnung der Kasse seines Vaters. Nachdem diese zu fliessen aufhörte, bei guten Freunden pumpte, von welchen natürlich an seinen Vater für Zahlung appelliert wurde, der zwar eine kurze Zeit alle durch den Sohn kontrahierten Schulden beglich. Zugleich aber warnte er durch öffentliche Blätter das Publikum vor weiterem Kreditgeben, indem er nichts mehr bezahlen werde.

Was ein solches öffentliches Advertissement für unsern von aller Welt geschmeichelten und auf den Händen getragenen Favorit Adolf Schiess für eine niederschlagende Wirkung haben musste, lässt sich denken. Dadurch war er gleichsam wie totgeschlagen und durfte er sich, wenn er noch einen Funken Ehre im Leib hatte, vor keinem Bekannten mehr blicken lassen. Und in dieser Not und Trübsal eben war es, wo er zu den Herren Fritz Bindschedler und Weeser Zuflucht nahm und



diese auf den Gedanken kamen, ihn bei mir «à discrétion» und auf Wohlverhalten unterzubringen, unter Zusicherung ihrer Garantie, wenn daraus Nachteiliges für mich entstehen sollte.

Diesen jungen Herrn kannte ich, soweit als ich ihn einige Male auf dem Bureau zufällig traf und wohl bemerken konnte, dass man viel auf ihn hielt. Diese «considération» kontrastierte so sehr mit dem Gesuch, das man für dessen Person an mich zu stellen kam, dass ich nicht für gut fand, gleich Ja und Amen zu sagen. Da aber die Sache dringend war und zunächst kein anderer passender Ausweg offen, so liessen mir meine Verwandten keine Ruhe, bis ich einwilligte und zwar unter der Zusicherung, dass Herr Schiess sich jeder vorkommenden Arbeit in meinem Geschäft unterziehen müsste. Ich wurde also gleichsam genötigt und nahm den Abkömmling eines angesehenen und reichen Geschlechtes in mein Haus auf mit Gefühlen, die wenig Gutes voraussetzen lassen wollten. Es ist merkwürdig, wie man oft, befangen durch Vorurteile, einseitig werden kann und daher leicht zu Täuschungen geführt wird, gerade dann, wenn man auf den sichersten und untrüglichsten Wegen zu sein vermeint. So passierte es mir in diesem Fall mit Herrn Schiess. Es ist mir heute noch nicht klar, durch was für ein Medium es kam, dass derselbe der anhänglichste, treueste, auf jeden Wink folgsamste Angestellte werden konnte und ergeben sieben Jahre blieb, freilich in den vier letzteren mit schönem Salär und später noch mit Gratifikationen in Form von Tantièmen belohnt wurde. Er sah zwar wohl ein, dass er einen Mann als Prinzipal vor sich hatte, dem durch verschiedenerlei Prüfungen der Ernst des Lebens zu tief eingeprägt worden war, als dass er mit sich markten lasse und dass nur mit unbedingtem Gehorsam durchzukommen sei. Die Zusicherung, dass er sich aller vorkommenden Arbeit zu unterziehen habe, wurde getreulich und freiwillig gehalten.

Herr Schiess war geläufiger Korrespondent in der französischen Sprache sowie in der deutschen, Buchhalter, und neben seinem Mitarbeiter, Herrn Peter, Helfer in allen vorkommenden Skripturen. Er griff ein, unkommandiert, wo es nötig zu sein schien, sei es bei der Maceration der Seide oder in der Packstube. Er beaufsichtigte auch den Pferdestall und das Fuhrwerk oder nahm selbst Peitsche und Zügel in die Hand. Von Jugend auf im elterlichen Haus dafür gezogen, war er besonderer Pferdeliebhaber und Reiter. Er bekleidete eine Offiziersstelle im eidgenössischen Generalstab und machte den Feldzug anno 1859 zur Occupation des Tessins mit als Adjutant von Oberst Huber-Saladin.

Ich verwendete ihn auch zu kleinen Geschäftsreisen, unsere Klientel zu besuchen, die fast jedes Mal über Erwarten gut ausfielen. Herr Schiess war im Besitz der Kunst, die Menschen für sich einzunehmen und zu fesseln. Deshalb war er im gesellschaftlichen Leben in Stäfa als später in Uster der Liebling und Tagesheld. Denn stets eines unzerstörbaren guten Humors, wusste er als echter, origineller Appenzeller eine ganze Gesellschaft zu unterhalten.

Ich habe hier nur in kurzen Zügen die Vorzüge oder die schöne Seite eines nicht gewöhnlichen Menschens skizziert, nach besten Wissen und Gewissen. Nun finde ich aber ebenso gut am Platz, die Kehrseite auch vorübergehend ans Licht zu stellen. Im Ganzen war Herr Schiess ein exzentrischer Mensch von Geburt an, denn von Hause aus ist schon dafür gesorgt worden. Die Erziehung hatte also schon Anteil an den im reiferen Alter vorgekommenen Extravaganzen. Voll Feuer und Geist, aber eben fataler Weise durch eine defekte Aufziehung in ungeregeltes Fahrwasser geleitet, konnten Ausschreitungen, wie im Eingang erzählt, nicht ausbleiben.

Eine sonderbare Fügung musste diesen turbulenten jungen Mann in meine Hände führen und durch Wegleitung dieser sollte er wieder auf die Stufe eines nützlichen und geachteten Menschen gehoben werden. Der Anfang ging schon etwas schwer und es musste liebevolle Behandlung neben gewisser Strenge gepaart werden. Bald kam er aber zu der Überzeugung, dass er es nun mit einem wohlwollenden Patron zu tun habe, den, fest auf seinen Grundsätzen, eigentlich nur das wolle, was zu jedermanns Bestem und also auch zu dem seinigen werden könne. Die Mahnungen, die meinerseits bisweilen wiederholt werden mussten, fielen auf keinen unfruchtbaren Boden und

Seite 82 von 91

waren für eine gute Harmonie im Übrigen nicht störend, denn er liess sich meine Insinuationen so gefallen, dass er nie Einwendungen dagegen zu machen sich erlaubte oder dass er etwas mürrisch wurde. Das gerade Gegenteil schien zu sein; er wurde fast nur anhänglicher wie es von einem unverdorbenen, braven Sohn gegenüber Eltern sein soll. Eine Leidenschaft herrschte bei ihm vor, dessen Übel nie zu kurieren war, höchstens etwas abgeschwächt werden konnte, «das Plagieren».

Deswegen zog er sich dann, wenn es zu grell ging, doch ernste Ahndungen von mir zu und was mir namentlich Verdruss machte und ihm dann ebenso viel Unannehmlichkeiten zuzog, waren seine Übertreibungen in der Aufnahme von Bestellungen, wo er seine Künste übte und es mit der Wahrheit nicht so genau nahm, wenn's nur zum Ziel führte. Den Wert des Geldes lernte er nie recht kennen und befand sich daher auch meistens auf Ebbe!

Der Bruch mit seinem Vater war seinerzeit so vollständig geworden, dass jede mittel- oder unmittelbare Verbindung aufgehört hatte, bis nach Verfluss von ein paar Jahren durch meine Dazwischenkunft als auch mit Hilfe anderer Freunde ein versöhnliches Verhältnis wieder so weit hergestellt werden konnte, dass der Vater Schiess nach Stäfa kam zum Zweck, Erkundigungen über die «conduite» seines Sohnes einzuziehen. Die Freude darüber war natürlich gross und man fand es geraten, diese Annäherung womöglich zum Besten des Sohnes zu profitieren und eine Versöhnung herbeizuführen. Denn ich konnte, ohne mein Gewissen zu beschweren, im ganzen genommen nur ein befriedigendes Zeugnis ausstellen, das dahin zielen sollte, die Rehabilitierung meines Angestellten zu erlangen und ihn wieder in den Vorbestand von Ehre und Ruf einzusetzen, was denn auch von Seiten des Vaters wirklich geschehen ist.

Nachdem Adolf Schiess dieser Klippe, wo sein Schiff dem Untergang so nahe stund, wieder entronnen war, so wogte er nun umso freudiger dahin und wiegte sich in Plänen für eigenen Hausstand und eine gesicherte Existenz. Die Hoffnung auf letztere sollte darin bestehen, als Interessent in meinem Geschäft vorrücken zu können. Auf diese Spekulation hin und deren Auspizien knüpfte er eine intimere Bekanntschaft an mit einer Cousine (seines Vaters Bruder Tochter) in Herisau, deren eheliche Verbindung denn auch 1859 zustande kam.

Wenn ich sein Gesuch um Beteiligung nicht gerade rund abgeschlagen und den Entscheid in eine unbestimmte Zukunft rückte, so hätte er, Herr Schiess, so ziemlich deutlich verstehen können, dass ich einer solchen Zumutung kaum jemals werde Gehör schenken können. In diese prekäre Lage sich scheinbar fügend, verfolgte er im geheimen seinen Plan zur Gründung einer eigenen Existenz und assoziierte sich mit den Gebrüder Schmid in Höngg, Besitzer einer Foularddruckerei, verbunden mit Weberei und nahm anno 1860 bei mir den Austritt.

Wenn der Leser über das weitere Schicksal dieses «Heros» zu wissen wünscht, so möge er erfahren, dass diese Gesellschaft sich nach ein paar Jahren auflöste. Herr Schiess zog dann nach Konstanz, wo er sich in ähnlicher Beschäftigung bewegte. Bald aber dann kaufte er in Äschbach bei Lindau ein Anwesen, auf welchem früher Müllerei getrieben wurde, aber wegen zeitweise zu niedrigem Wasserstand einging. Nun wurden von ihm der Betrieb von Weberei und Druckerei eingeführt, wie begreiflich unter grossem Aufwand von Installationskosten. Das ging kaum ein paar Jahre; er erkrankte und unterlag. Alles ging dabei verloren, wobei grosse Kapitalien von seinem Schwiegervater, den er ins Interesse zu ziehen wusste. Seine Gesundheit ruinierte er wegen ungeregelter Lebensweise! Seit er von mir wegging und selbstherrlich geworden, kam das zügellose Leben wieder, aber diesmal ohne rettende Hand.

Alle wohlmeinenden Freunde und Bekannten stimmten überein, dass der Austritt des Herrn Adolf Schiess aus meinem Hause respektive die Emanzipierung von meiner Patronschaft, ihn ins Verderben führen müsse.



### 2.33 Heinrichs Tod 28. August 1858

Wir verliessen meinen Bruder Heinrich da, wo er die Reise nach Frankreich angetreten. Er ging direkt nach Paris in der Absicht, den Versuch zu machen, ob daselbst schon eine wohltätige Einwirkung auf sein Befinden zu erlangen möglich sei. Diese erste Probe erwies sich aber wenig ermutigend. Heinrich musste schon dort ärztliche Hilfe suchen, erhielt aber mehrere Wochen aus und verfolgte dann seine Reise bis Lyon, wo es ihm auch nicht besser ging. Im Gegenteil er hatte Anfälle mit Schmerzen auszustehen, die ihn, unterstützt vom behandelnden Arzt, zu dem Entschluss nötigten, wieder heimzukehren. Um Mitte Juni kam er bei unserem Schwager Fritz Pfenningen in Stäfa an, so schwach, dass er gleich das Bett hüten musste und sich nicht mehr erholte. Er starb den 28. August 1858.

Zwei Doktoren in Stäfa, wovon einer als sein Jugendfreund und Herr Dr. Zwicky ins Mies (zwar nicht mehr praktizierend, sondern in dringenden Fällen nur noch konsultierend) taten - nicht aus Interesse, sondern aus persönlicher Hinneigung zum Patienten - alles nur Mögliche, aber leider umsonst, es war zu spät.

Der Unterleibs-Blutzersetzung konnte nicht mehr gewehrt werden. Seine Freunde in Uster besuchten ihn über die Krankheit mehrmals und alle nahmen teil am Geleit zur letzten Ruhestätte, das ein übergewöhnlich grosses war. So beliebt und bedauert war dieser vom Schicksal gewiss hart geprüfte Mann. Es bleibt mir nur noch die schuldige Pflicht übrig zu erwähnten, von der Verpflegung, die er auf seinem langwierigen und schmerzvollen Krankenlager von Seiten unseres Schwagers und seiner Frau genoss. Dieselbe zeugte von ausserordentlicher Hingebung und Liebe, die meinem Bruder den Hinschied leichter machen musste.

Es wäre nun wieder an der Zeit, von den Fortschritten meines Etablissements in Niederuster zu erzählen, wie nämlich eines nach dem anderen gekommen ist, in Ankäufen von Land, von Neubauten, in Verbesserung der Maschinen und namentlich in neuen Anschaffungen, die grosse Summen Geld in Anspruch nehmen und aus eigner Kasse bestritten werden konnten.

Vorher aber soll mir gewährt sein, über den für meine Person so wichtigen Abschnitt meines Lebens, den Umzug von Stäfa nach Uster betreffend, meinen Gefühlen und Empfindungen in Worten Ausdruck zu geben.

Dieser Abschnitt umfasst gerade die runde Zahl von 20 Jahren, da ich anfangs 1838 bei Anlass meiner Hochzeit Wohnung in meiner Besitzung in Stäfa nahm und 1858 wieder auszog. Die Jahre ad interim von 1839 bis 1844, die ich auf meinem Gut in Männedorf zubrachte, sind nur insofern in Abzug zu bringen, als ich die Wohnung in Miete gab. Die Keller im Hause und die beiden Stück Reben bewarb ich selbst und blieb ich in gesellschaftlicher Beziehung nach wie vor Stäfa treu.

Der Anfang meines neuen Wohnortes in Uster war für mich eine Zeit der Resignation, welcher ich mich zu fügen und zu unterziehen als derjenigen meiner grössten Pflichten erachten musste! Ich tat's freilich, aber nur mit innerer Wehmut über diesen Wechsel des Lebensglückes, das mir meine freien Stunden so versüsste, dass ich gestärkt jeden Tages Mühen wieder umso mutiger entgegen ging.

Unter den neuen Verhältnissen war es nun anders geworden. Die Last der Arbeit hatte sich im Anfang mehr als verdoppelt. Schon einerseits, bis der Betriebsapparat von Stäfa in der Fabrik wieder gehörig funktionierte. Die Konsequenzen in der Domiziländerung in so mancher Beziehung, das

aber vor allem die unmittelbare Anhandnahme der vereinten Geschäfte. Das allerdings machte mir die schönen Tage von Aranjuez vergessen!

Wenn dann aber die freie Stunde herankam, da machte sich die Erinnerung an die Vergangenheit wieder in gewissen Betrachtungen geltend, die aber am Ende den Gewinn davontrugen, dass in häuslicher Zurückgezogenheit und an der Seite meiner guten lieben Frau ich noch mehr Glück und Zufriedenheit finden konnte.

Von Anfang meiner Etablierung an, 1846, hatte ich in der Gemeinde Uster schon zwei nähere Bekanntschaften in der Person der Herren Berchtold in Oberuster und Friedensrichter Homberger in Riedikon, beides Verwandte mit der Familie meines Schwagers Pfenninger in Stäfa. Herr Homberger war am Weg nach Niederuster und es war selten, wenn ich bei seinem Hause passierte, ohne ihn zu grüssen.

An die Stäfener Jahrmärkte kam er dann mit, um seine Verwandten zu besuchen und blieb ein paar Tage in fröhlichem Beisammensein. Dieser alte Herr, den ich als Vetter zu titulieren angenommen hatte, war mir äusserst zugetan und stets bereit, mir mit seinem Rat beizustehen. So durfte ich ihn mit vollem Vertrauen in meine Pläne, die ich etwa hatte, sei es wegen Landankäufen oder in Prozessen der diversen Wasserrechte-Angelegenheiten, einweihen. Mit dessen Tod am 16. Oktober 1867 erlosch auch das Glück einer so schätzenswerten Bekanntschaft und Freundschaft. Dass die Fortsetzung sich nicht oder bloss kurze Zeit auf dessen Söhne übertrug, mögen gewisse Ursachen im Weg gestanden sein.

Der zweite dieser näheren Bekannten, Herr Scharfschützenhauptmann Berchtold, auch als Kantonsrat und Gemeinderatspräsident, ihn in seinen Verdiensten um das öffentliche Wohl näher zu qualifizieren, etwa 20 Jahre jünger als ich. Ich kenne ihn schon vom zarten Knabenalter an, wenn er gewöhnlich mit seiner Schwester, später verehelichten Frau Schellenberg in Aathal und dann in Genf, auf Besuch zu den Verwandten nach Stäfa kam. Bei meinem nun in Uster genommen Wohnsitz profitierte ich gewiss gerne und umso lieber als älterer Bekannter und ich tat es vorzüglich mit diesem wenn schon ziemlich jüngeren, aber in geistiger Entwicklung und trefflichen Anlagen für praktischen Sinn weit vorgerückten Mann - Gaben, die er nicht bloss im eigenen Interesse, sondern als vieljähriges Glied des Gemeinderates und Präsident desselben (dieses freilich gegen seinen Willen und daher nur kurze Zeit) vorzüglich auch aufs kräftigste im Gemeindehaushalt zu verwerten keinen Augenblick versäumte.

Diese Freundschaft kultivierte ich denn auch ganz besonders bis zu meinem Wegzug von Uster nach Zürich, um Mitte November 1876, etwa 18 Jahre lang, und verdanke ich hier in diesen Blättern das ungeschälte Wohlwollen als die Hingebung, die er mir in gesellschaftlichem Leben meine Mussestunden angenehm zu machen zu Teil werden liess.

Wenn ich von weiteren, mir näher zu stehen kommenden Bekannten und Freunden in Uster reden will, so kommt zunächst die Reihe an Herrn Kirchenpfleger Heinrich Grimm, den ich als Nachbarn des Spörrischen Fabrikgebäudes von meiner Etablierung an in demselben, damals auch noch jüngeren Mann kennen lernte und für welchen als einen offenen und treuherzig scheinenden Charakter ich von Jahr zu Jahr mehr Zuneigung gewann und dem ich daher so viel Zutrauen glaubte schenken zu dürfen, dass ich bei Anlass von Landankäufen seines Rates gar öfter pflegte. Und nie hatte ich zu bereuen, wenn ich seine gesunden und verständigen Ansichten befolgte. Eine solche Treuherzigkeit und gewissenhafte Unparteilichkeit musste sich folgerichtig damit belohnen, dass bis zur Stunde die gegenseitige Freundschaft nicht einen Augenblick getrübt worden ist.

Ich darf auch die zwei Familien Gujer in Niederuster nicht vergessen, die mir stets mit freundschaftlichem Wohlwollen entgegenkamen.



Von meinen Abschweifungen wieder dahin zurückkehrend, wo ernste Pflichten geboten hatten, festen Wohnsitz zu nehmen, ohne weitere Rücksichten, denen ich bis dahin fast zu viel Rechnung getragen, so kann ich nicht unterdrücken, dass eine Missstimmung über diesen Wechsel mich zurückhielt am gesellschaftlichen Leben, an dem in Uster auch kein Mangel war, Ersatz zu suchen und zu finden. Wochenlang isolierte ich mich so von der äusseren Welt, bis zuletzt sogar meine liebe Frau aus der Apathie mich aufrüttelte. Für das aber, was ich vermissen musste, fand ich in Uster nie nur annähernden Ersatz, wie es eben einem «enfant gaté» gehen kann. Nach und nach wurde ich aber auch in dieser Beziehung befriedigt. Hauptsächlich hervorzuheben ist, dass ich in der Person des Herrn Pfarrer von Ehrenberg in dem nachbarlichen Greifensee bald und bis zu seinem Tode, am 6. September 1866, einen lieben Freund hatte, der auf längeren und kürzeren Ausflügen mir vielmal zur Seite war und eben auch für mein Geschäft in Hinsicht auf die Arbeiter nicht zu verkennende Dienste leistete. Es freut mich hier beifügen zu können, dass seine hinterlassene Witwe, Frau Luisa v. Ehrenberg, née Eschmann, diese Freundschaft nicht aufgegeben, sondern zu Unterhalten die Güte hat mittelst Besuchen, die sie mir zu Teil werden lässt.

Nach meinem Wegzug von Stäfa blieb mein Haus eine gewisse Zeit unbewohnt und es übernahm die Sorge der Bewachung mein Schwager, der den grösseren Weinkeller für sein Geschäft benutzte. Die Reben gab ich verdingweise in Arbeit. Ich selbst hatte dann Gelegenheit, aus guten Gründen öfter Stäfa zu besuchen. Aber diese Freude sollte nicht von langer, ungetrübter Dauer sein, da ein Jahr nach dem Tode meines Bruders er demselben nachfolgte.

Für Gliederkrankheit oder Gleichsucht empfänglich, indem er früher schon diese durchzumachen hatte, ergriff ihn dieselbe im Sommer 1859 wieder, diesmal aber in einem Grad, dass seine riesig scheinende Natur nicht mehr wie früher Widerstand zu leisten vermochte. Er musste, der liebe gute Vater, unterliegen, beweint von fünf Kindern und der Witwe und von mir nicht minder, als auch von den vielen Freunden, die der gutherzige Mann in und ausser der Gemeinde hatte, wegen seines viel zu frühen Weggangs bedauert. Der Verlust dieses Familienhauptes zog grosse Veränderungen nach sich. Es konnte kein anderer Weg eingeschlagen werden, als zu liquidieren und die Hinterlassenschaft zinstragend zu machen, natürlich unter Repartition der Vermögens- oder Erbberechtigten.

Den ältesten Sohn Julius nahm ich zu mir nach Uster und nach gemachter Überzeugung, dass seine geistige Begabung nicht so weit sei, um ihm im Industrie- und Handelsfach eine unabhängige Zukunft zu schaffen, wurde, und zwar auf seinen Wunsch, zur Wahl der Kochkunst geschritten. Er kam auf meine Kosten in die Lehre zu Herrn Pfander zum Wilden Mann in Basel, Hotel ersten Ranges. Der Vertrag ging auf zwei Jahre. Das Lehrgeld betrug 500 Fr. Es ist ihm nun dieses Fach zum Lebensberuf geworden und Gottlob zu seinem guten Fortkommen.

Das zweite der Kinder, Margareta, schickten wir in ein Töchterinstitut nach Winterthur, wo sich unsere Verwandten, Herr Pfarrer Zollinger, ganz besonders seiner annahmen und sich auch im Kostenpunkt vereint mit mir beteiligten. Mit dieser Ausbildung sind dieser Tochter die Mittel auf den Weg gegeben, sich «honnête» und nützlich durchs Leben zu bringen, wie es bis dato gut geschehen ist.

Die Erziehung und Berufsbildung der drei letzten Kinder zweiter Ehe, der zwei Söhne und einer Tochter, geschah nach dem Willen der Mutter. Der ältere Sohn widmete sich dem Handelsstande und der jüngere, Karl, dem Baufache und befindet sich dieser gegenwärtig in guter Stellung als Architekt. Von der Tochter Luise, nachdem solche in einen unglücklich verlaufenen Ehestand getreten, weiss ich nur, dass sie, als gescheit und geschickt, als Gouvernante von vornehmen Familien attachiert, sich reichlich durchs Leben schlagen kann.

Nach Beendigung der Liquidation, wo auch das Haus meines seligen Schwagers inbegriffen war, bezog die Witwe mein leer stehendes Haus in Stäfa und bewohnte es unentgeltlich bis zu dessen

Verkauf 1863 an Weinhändler Strickler. Nachdem sie noch einige Zeit in Stäfa gewohnt, zog sie zu ihren Verwandten nach Zürich im März 1864. Sie starb den 28. Oktober 1864. Auch ihr Andenken bleibe mir, solange ich lebe, in guter, liebevoller Erinnerung!

### 2.34 Schlusswort nebst Ergänzungen

Diese Memoiren sind nach bestem Wissen und Gewissen von mir niedergeschrieben. Ich habe dabei nichts vorenthalten, was etwa hätte geschehen können, um Licht und Schatten zu mehren oder zu mindern. Daher sind sie auch einem engeren Leserkreis bestimmt, oder vielmehr nur meiner Familie. Ich wollte auch mit denselben nicht meine Persönlichkeit hervorheben, sondern ganz besonders dasselbe tun mit meinen Eltern und Voreltern und dann mit meinen Geschwistern, die, sozusagen allen meinen Nachkommen unbekannt waren. Es sollte also ihnen besonders von Wert sein, die Abstammung kennen zu lernen, da diese Stammväter nach meiner Überzeugung wohl die Ehre verdienen, dass man sie in Andenken bewahre und nicht so schnell der Vergessenheit überliefere. Denn nur ihren hohen Tugenden verdanke ich das, was aus mir geworden ist. Es mag das je nach der Anschauungsweise freilich kleinlich erscheinen bei den jetzigen Proportionen, die die Welt wohl seit einem halben Jahrhundert in fortschrittlichem Sinne angenommen hat und, eben nur der vermag es zu beurteilen, der wie ich das vorangegangene Zeitalter noch teilweise durchgemacht hat.

Nach diesem Gesagten kann ich nicht anders, als hier noch einmal in kurzen Zügen die Verschiedenheit der Charaktere von uns vier Brüdern berühren.

### **2.35** Rudolf Bindschedler (\*15.1.1794 - +1.1.1851)

Der erste, im vorigen Jahrhundert, 1794 geboren, hatte ein ausnahmsweises Glück. Natürlich schon als Erstgeborener, dann nach Absolvierung der für die damalige Zeit dürftigen Dorfschule ein Institut beziehen zu können, das in jener Zeit als eines der besseren der östlichen Schweiz gehalten werden konnte, da in demselben Jünglinge aus den verschiedensten Ständen und Nationen vertreten waren.

Hierauf in ein Seidenwaren-Engros-Geschäft in Zürich und später nach vollendeter Lehrzeit in ein ähnliches in Paris, wo er etwa drei Jahre bleiben konnte und, forciert von seinem Vater, heimkehren musste, um in dessen Baumwollspinnereigeschäft ihn zu unterstützen. Nach einigen Jahren bei bestprosperierendem Gang schied er aber aus, um ein eigenes zu gründen und bald darauf einen eigenen Herr, indem er schon von früher datierter Neigung zu Jungfer Elise Tobler dadurch Nachdruck verlieh, dass er den Zeitpunkt als gekommen erachtete, sich um ihre Hand zu bewerben. Die Götter waren ihm günstig, er fand nicht nur Gehör, sondern es entstand und folgte unmittelbar darauf ein Sozietätsverhältnis zwischen ihm und seinem Schwiegervater - es war dies ein segensvolles so sehr, dass er zum reichen Mann wurde. Aber mitten im Siegeslauf traf ihn der schwerste Verlust durch den Tod seiner edlen Frau, der treuen stets unermüdlichen Mitarbeiterin. Über Tätigkeit, kaufmännisches Einsichten usw. brauche ich nicht näher einzutreten, es ist an anderer Stelle geschehen.



### **2.36** Heinrich Bindschedler (\*11.11.1801 - +28.8.1858)

Der zweite namens Heinrich, 1801 geboren, von Natur reichlich ausgestattet. Seine Brüder an Körper und Geist überragend, war er ein wahres Schosskind der Eltern und des Grossvaters.

Er kam schon in eine etwas bessere Gemeindeschule und nachher in das gleiche Fierz'sche Institut, geleitet von so vorzüglichen Kräften. Dann folgte das Apprentissage unter dem exzellenten Patronat des älteren Bruders im väterlichen Fabrikgeschäft, das er, Heinrich, bis etwa zum 16. Altersjahr durchmachte. Bis dahin ging alles regelmässig und gut.

Da kam die entscheidende Schicksalsstunde, wo der ältere Bruder aus dem väterlichen Hause schied, um sich selbst zu etablieren, den noch so jungen Heinrich an seine Stelle treten lassen, der dann die Zügel leichten Blutes ergriff, die grosse Freiheit benutzend, in flotte Gesellschaften geriet, ohne dass der Vater wegen seiner Asthmabeschwerden mit der nötigen Aufsicht und Strenge der Vernachlässigungen hat vorbeugen können, bis das Mass so voll wurde, dass er ihn hat quittieren müssen. Der sonst so gute, überall gern gesehene Heinrich, nun auf eigene Füsse gestellt, fing manches an, sehr genievoll ausgedacht, also unter guten Auspizien, aber alles misslang. An Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit fehlte es nicht. Es fehlte an Ordnungssinn und wohlüberlegter Berechnung.

Es zeigt sich hier ein Beispiel zwischen zwei Brüdern, die zwar merkwürdig aber auch begreiflich sind, wenn man der Sache auf den Grund schaut. Ich will daher das weitere Moralisieren gern dem Leser überlassen.

### **2.37** Kaspar Bindschedler (\*15.1.1804 - +25.7.1850)

Der dritte, namens Kaspar, stark gebaut, robust, mehr Naturmensch, ging er auch nur ungern aus der Dorfschule in die höhere Schule (was er später bereute), er wurde daher für den Bauernstand bestimmt. Trotzdem lernte er aber doch das Technische der Spinnerei kennen, da er in tägliche Berührung mit derselben kam.

Nach Heinrichs Weggang musste er, um die entstandene Lücke ausfüllen zu helfen, eine ganze Wendung machen von der Landwirtschaft zur Industrie. Dieser Moment war für sein Leben entscheidend. Sein Geist wachte auf, erheiternd für das praktische Leben und damit wurde es tatsächlich, dass es ihm nicht an Talent, Genie und Unternehmungslust fehlte. Denn nach wenigen Jahren war auch sein Sinnen und Trachten auf Selbstständigkeit gerichtet. Das Ziel, nach dem er mit unermüdlichem Fleiss und mit seinem erfinderischen Geist strebte, erreichte er nur auf halbem Weg, denn vor den zur Reife gelangenden Früchten raffte ihn, den so kräftigen Mann, der unerbittliche Tod dahin. Sein Andenken bleibe uns.

### **2.38** Andreas Bindschedler (\*6.5.1806 - +27.6.1885)

Der vierte, namens Andreas, das wäre ich, geboren 1806, und heute, den 6. Mai (1883), wo ich diese Erinnerungen zu Papier bringe, ist gerade mein 77ster Geburtstag. Nach allem, was ich vernommen habe, muss ich die ersten Jahre meines Daseins schwächlich gewesen sein. Im zweiten sogar hoffnungslos dem Tode nahe. Ich bin physisch stets der mindeste meiner Brüder geblieben



und mag auch intellektuell nicht auf die gleiche Stufe gekommen sein. Den Namen Andreas, der so selten vorkommt, verdanke ich meinem Paten, einem Freund meines Vaters, der so geheissen hat. Mein Grossvater habe mich unter dem eines kalendarischen Weinheldennamens wollen taufen lassen, weil er als Spekulant viel Glück gehabt habe. Wollte er wohl diese Karriere einem Enkel übertragen wissen? – Für mich hatte er stets Vorliebe, so wurde ich ja zum Vizesekretär in seinen friedensrichteramtlichen Funktionen herangezogen.

Meine Jugendzeit verstrich harmlos und gut, wie es nicht anders sich denken lässt, auf einem grossen landwirtschaftlichen Gute, wo alles im Überfluss ist. In der Kameradschaft war ich früh schon etwas wählerisch. Ich suchte und fand diese nur aus gutsituierten Häusern. Das Streben zielte daher schon nach edleren Vergnügungen. Wir machten uns diese an Sonntagen auf Spaziergängen. Da ging es in den Berg hinauf, durch die schönen Waldungen auf erhabene Punkte mit Aussicht ins Land hinaus, wo man die Kirchen verschiedener Gemeinden sehen konnte. Grosse Freude machte es besonders, wenn wir so weit vorrückten, dass man den Greifensee teilweise überblicken konnte und dessen Städtchen bis zu dem Seewinkel und der Landstiege hinaus, wo jetzt mein Eigentum ist.

Wenn ich da hätte ahnen können, was in der Zukunft verborgen lag, es wäre bei diesem Ausblick jedes Mal ein Staunen und Entzücken entstanden, das sich dann aber ebenso schnell wieder umgewandelt haben würde, wenn ich die Wege hätte überblicken können, welche bis dahin zu führen gewesen wären. Also weit besser ist es, es sei das, was kommen muss, in durchsichtiges Dunkel gehüllt, sonst würde der Mut zu Unternehmungen lahmgelegt. Wir machten dann auch in den noch so jungen Jahren kleine Reisen, beispielsweise über Zürich und Winterthur an den Rheinfall und Schaffhausen und von da bis nach Konstanz, alles zu Fuss, den Tornister auf dem Rücken. Ein andermal auf den Rigi, wo nur eine klein wenig Platz bietende Wirtschaft erst errichtet war. So verstrich meine Jugendzeit, dass es nicht schöner hätte sein können und dass mir die Eindrücke unvergesslich bleiben mussten und ich daher diese angenehmen Erinnerungen aus dankbarem Gefühl hier auf dem Papier fortleben lasse, wird dem Leser begreiflich und um so eher entschuldbar sein.

Da kam für meine unschuldigen jugendlichen Träume auf einmal ein schwerer Schlag, nämlich der der Trennung; ich musste in Zürich meine kaufmännische Lehrzeit antreten, kaum das 13. Lebensjahr überschritten. Das war ein Erwachen, das mir im ersten Jahr nahe zu Herzen ging, gequält von fast unüberwindlichem Heimweh. Es musste diese Sehnsucht schon deswegen umso fühlbarer werden, als meine Kräfte im Handlungshause neben meiner ferneren Ausbildung etwas zu stark in Anspruch genommen wurden und ich in Versuchung kam, darüber mich beschweren zu sollen. Soviel mir aber im Wissen, bin ich über diesen Punkt sonst weggekommen, denn wirkliche Gründe hätten sich doch nicht so leicht finden lassen, wurde ich ja sonst wie das eigene Kind behandelt.

Zu den Vergleichungen zwischen mir und meinen Brüder übergehend, so hatte eigentlich nur der Erstgeborene das Glück von Stufe zu Stufe in gleichmässigem Tempo auf den Gipfel zu gelangen, zu dem die menschliche Natur mit wenigen Ausnahmen ein Drängen fühlt. Aber auch er bezahlte dies irdische Glück durch allzu grosse Anstrengungen mit früher Aufopferung seines Lebens.

Auch der zweite war das Opfer übermässigen Denkens und Schaffens. Diese beiden starben im 57. Lebensjahr.

Kaspar sogar wurde nur 46 Jahre alt. Nicht weniger als obige fiel er seiner rastlosen Tätigkeit zum Opfer.

Was ist nun mit mir gegangen, der dem achtzigsten Jahre entgegen rückt? Habe ich etwa den Weg dahin sorgenlos und ohne anstrengende Arbeiten durchgemacht; habe ich mehr nur dafür

gesorgt, ein recht langes Leben zu fristen, alles andere beiseite setzend? Oh nein! Zu meiner Rechtfertigung sei es gesagt, das ist nicht der Fall.

Mein Streben ging dahin, mich meiner Brüder würdig zu zeigen. Ich tat auch, was ich mit meinen schwächeren Kräften vermochte und es scheint, dass durch weniger Absorbierung derselben oder dass von Natur aufgelegte grössere Mässigung diese Gunst und Gnade eines längeren Daseins zu verdanken ist. Wahrlich, mir blieb nichts erspart! Alles, was ich besitze, Vermögen, Ehre und guten Namen, konnte ich nur durch steten harten Kampf erzwingen und sichern. Ist es nach solchen wahrheitsgetreuen Schilderungen nicht zu verwundern, dass ich dennoch und ungeachtet all dieser so mühevoll hinter mir liegenden Vergangenheit jetzt im hohen Alter stehend, mich einer Gesundheit erfreue, frei von Gebrechen noch mächtig aller Sinne und empfänglich für alles Schöne und Gute?

Aber sonderbarer Weise fühle ich in mir kein eigentliches Verlangen, vor dem Tode noch recht lange bewahrt zu bleiben. Die Wechselfälle des Lebens lassen einem doch keine Ruhe, und meine Natur ist im Alter fast eher noch empfindlicher. Aber hinwieder wäre eine stabile Ruhe für einen Menschen, der nur von Arbeit lebte, auch keine Befriedigung. Da könnte es auch leicht kommen, wie der Dichter sagt, dass es weit schwerer ist, ein beständig Glück zu ertragen, als selbst das widrige Geschick, bei dessen Last wir klagen.

Gern will ich also das kleine tägliche Kreuz, das in der Teilnahme am Geschäftsleben besteht, geduldvoll ertragen und dem lieben Gott danken, wenn es nur bei diesem bleibt.

### 2.39 Zum Schluss

Ich nehme die in meinen Memoiren abgebrochenen Aufzeichnungen über die Etablissements-Einrichtungen hier zur Ergänzung, aber in kürzeren Zügen, wieder auf. Die Abbrechung in jenen Blättern pag. So kurzerhand ist deswegen geschehen, weil ich dachte, meine nächsten Nachkommen wissen ja schon von da weg das Hauptsächlichste aus eigner Anschauung und dann später als Mitarbeiter. Es möge nur hier noch beigefügt werden, dass das von mir in all seinen Teilen ganz neu aufgebaute Etablissement eine Kraftanstrengung erforderte, die wohl als etwas Aussergewöhnliches qualifiziert werden darf. Auch wenn dasselbe eigentlich nur die Grundlage bildete von dem, was heute ist – es liegen seit da 30 Jahre dazwischen.

Als Hauptakte darf wohl von mir berührt und darauf hingewiesen werden: Die Erwerbung des ganzen Gefälles bis an den Greifensee, den grösseren Teil des Landes bis dahin an Wiesen und Riedern; Erstellung dreier neuer Wasserwerkanlagen nebst Tunnel und überwölbten Kanälen und dem so tief gegrabenen Abflusskanal von etwa 2'000 Fuss oder 600 Metern Länge, dann die Anlagen zur Verschönerung der Umgebung.

Im Innern: zwei- bis dreimalige Erneuerung bei den Vorwerken, zwei kostspielige Dampfmaschinen, Macerationsanlagen, bis diese samt der mechanischen Kämmelei, etwa 1869 nach Perosa transferiert wurden. Die Vergrösserung des Hauptgebäudes, Bau der Dependenzen, Bau eines neuen Wohnhauses samt Scheune, zweier Kosthäuser, Gasometer usw. vollzog sich nach und nach, wenn das Bedürfnis es notwendig machte.

Dass die Land- und Gefällserwerbung, also die Wasserrechte, nicht im Schlaf kamen oder durchs Dach hineinfielen, lässt sich von jedem denken, der etwas von solchen Dingen versteht, es ging nicht so glatt. Ich hatte, wie zwar schon anderwärts erwähnt, mit hunderten von Schwierigkeiten zu kämpfen, Prozesse zu bestehen, Erpressungen zu erleiden, dass es schwere Summen Geld ko-



stete und unendlichen Verdruss auszustehen, wobei Neid und Hass (indem ich als Eindringling betrachtet wurde) auch das Ihrige beitrugen.

Nun Gott sei Dank, es ist durchgemacht und tröste ich mich mit dem Gedanken: Ende gut macht alles gut!